Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 2. Januar — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile; Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Hoffnung — Lutherworte — Björnsons Stellung zum Christentum — Das Verhalten der englischen Heeresleitung gegen die deutschen Missionen auf dem Kriegsschauplatz — Zu den Vorgängen in Wreschen — Die Zusammenkünfte der „Freunde der Christlichen Welt“ — Verschiedenes: Zeichen der Zeit; Kalender; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Hoffnung

Wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Röm. 8, 24.

Jugendzeit — Hoffnungszeit sagt man: aber das ist nicht genau beobachtet, nicht ganz richtig empfunden. Die Jugend ist die Zeit der wachsenden und bewußt werdenden Ansprüche an das Leben. Ansprüche macht zwar schon das Kind, ja das neugeborne die ungeheuerlichsten: rein Nichts leistend will es Alles geleistet haben. Aber da fehlt noch das Bewußtsein; der wachwerdende Wille, das Gefühl, daß die Welt für einen dasei, und daß man die Kräfte habe, in ihr sein Glück zu erjagen — das ist Jugend.

Hoffnung ist die beglückende Mitgift, die dem reifenden Alter zu teil wird und die das reife Alter, wills Gott, ganz einhüllt. Es ist ja jetzt Sitte, Goethe zu zitieren, und eine gute Sitte, denn man hat immer Etwas davon. Herschreiben will ich es nicht, aber daran erinnern, wie fein und groß er die Hoffnung am Ende seiner „Urworte“ einführt (in der Abteilung: Gott und Welt). Am Ende! Da gehört die Hoffnung hin. Und ehe wir ans Ende kommen, grüßt sie uns, je älter wir werden, desto wärmer, und wir schlagen erstaunt die Augen auf nach der Wundermacht, die uns umfangen will, wenn des Lebens Lenz hinter uns versinkt.

Wer das geschmeckt hat, will gar keine andre Seligkeit mehr. Denn der Reichtum der Hoffnung ist unendlich, sie ist die Ewigkeit selber, da kann nichts Endliches, Zeitliches konkurrieren. Aber sie kommt nicht geflogen wie von ungefähr. Die Hoffnung, die ich meine, ist eine ernste Göttin, die sich nur denen offenbart, die das Leben ernst nehmen.

Es ist wundervoll, wie sie kommt. In den Enttäuschungen, die uns unser guter Wille bereitete. In den Zurückweisungen, die unsre Liebe erfuhr. In den Verkennungen, als wir es so gerecht und treu meinten. In vom Schicksal zu früh unterbrochenen oder abgebrochenen Freundschaften und Gemeinschaften. In dem Schmerz darüber, daß wir tausend wertvolle Beziehungen nicht festhalten, nicht dankbar genießen und weiterspinnen dürfen. In den Erfahrungen der Ohnmacht gegenüber immer neuen heiligen Aufgaben, die unserm Geiste aufgehen, zu denen unser Herz uns zieht — aber unser begrenztes Vermögen leidet es nicht. Wenn wir in all dem Großen und Innigen, das wir da ahnen, so recht mit verlangender Seele drin stehen — da kommt die Hoffnung zu uns und macht alles Dunkel hell und sagt uns: es wird doch noch Alles werden und reifen und sich vollenden!

Und darum ist das Christentum eine Religion der Hoffnung, weil wir aus ihm soviel ernste heilige Antriebe, soviel Geschmack und Ahnung eines ewigen, Jedermann zugänglichen, unser bestes Teil ganz beseligenden Heils empfangen haben. Alle Erfahrung der von Christus her uns bescherten Erlösungskräfte ist Verheißung dessen, was noch kommen mag; alles Leben mit dem lebendigen Gott hat gerade darin seine Bestimmung und seinen Wert, daß wir nun erst recht auf ihn hoffen. Da handelt sichs um keine Luftschlösser und Seifenblasen, keine Illusionen und Phantasien, sondern um das Eine hehre Gut, genannt Hoffnung — einen Besitz, den keine Macht der Erde, auch der Tod nicht, dem rauben kann, der ihn hat.

R

Lutherworte

Es täuscht diese elenden Menschen die Unbeständigkeit oder, wie sie es nennen, Zufälligkeit menschlichen Wesens. Sie tauchen ihre blöden Augen in die Dinge selbst und die Wirkungen der Dinge, und heben sie nicht ein einzig Mal empor zum Anschauen Gottes, um die Wirklichkeit über den Dingen in Gott zu erkennen. Denn wenn wir auf diese untere Welt sehen, erscheinen uns die Dinge als willkürlich und zufällig, aber wer auf die obere Welt sieht, dem ist Alles Notwendigkeit. Denn nicht wie wir, sondern wie Er will, so leben, handeln, leiden wir Alle und Alles. . . . Bei Gott ist keine Veränderung noch der Schatten eines Wechsels (Jak. 1, 17); hienieden aber ändert und wandelt sich Alles. Und wir Thoren schätzen das Göttliche nach dem Zeitlichen. . . .

Assertio omnium articulorum per bullam Leonis X. novissimam damnatorum. 1520

Die Vernunft kann nicht höher denn daß sie gedenkt: Also und nicht anders sollte Gott es machen. . . . Und machet ihm also ein Maß; sie meinet, Gott sei wie ein Mensch, daß man von Gott als vom Menschen urteile. Also verstehets die Vernunft nicht und will doch klug sein und Gott richten. Aber Gott giebt dir Gesetze und nimmt von dir keins. Er steckt dir ein Ziel und du nicht ihm . . . . Er ist ein unendlicher Gott und hat es Macht und Fug . . . . Es ist Alles gut, was er thut.

Auslegung über etliche Kapitel des andern Buchs Mosi. 1524

Björnsons Stellung zum Christentum

Aus Norwegen

1

Wer meinen Aufsatz über den Grundtvigianismus gelesen hat (vgl. Nr. 23 und 24 v. J.) oder sonst eine Kenntnis von dieser beachtenswerten Richtung besitzt, wird nicht erstaunt sein, wenn er hört, daß Björnstierne Björnson sich in seinen jüngern Tagen mit warmer Begeisterung an sie angeschlossen hat. In voller und reicher Hingebung nannte er den alten Grundtvig „den größten Geist im Norden", und als der ehrwürdige Prediger und Dichter starb, konnte keines von den zahlreichen Gedächtnis-Gedichten an Kraft, Schönheit und Tiefe mit dem von Björnson verglichen werden.

Daß Grundtvigs herrliche Dichtungen Björnson entzünden mußten, versteht Jeder; wenn aber engbrüstige Theologen sich und Andern haben einreden wollen, Björnson sei eigentlich nur ästhetisch ergriffen, nur eine Art religiöser Phrasenmacher gewesen, so verraten sie damit nur ihren Mangel an Verständnis. Wohl darf gesagt werden, daß Bewunderung für die persönliche Erscheinung des Mannes den jungen kräftigen norwegischen Dichter in so hohem Grade erfüllte, daß sie zum Teil auch seine religiösen Vorstellungen bestimmte; aber fröhliche, geisterfüllte Bewunderung ist doch nur das Eine, ein Andres ist überzeugungstreue Arbeit; und wieder ein Anderes und Höheres ist solche Arbeit in Liebe zu Land und Volk; und Niemand darf verkennen, daß Björnsons erste glänzende Novellendichtung aus tiefer christlicher Ergriffenheit gequollen und liebenswürdig von ihr durchhaucht ist, wenn diese Ergriffenheit auch vorzugsweise nur als Gefühl und sittliche Begeisterung zur Erscheinung kommt. „Ich falte meine Hände über die Kindertaufe" sagte Björnson in jenen Tagen, und in seinem herrlichen Gedächtnisgedicht auf Grundtvig finden sich folgende Zeilen:

> Der Kampf für Christus in Geist und in Form
> Er lodert nur stärker in des Unglaubens Sturm.

„Viele junge Männer," sagt Björnsons späterer Gegner Christopher Bruun*), „haben hier zu Lande das Christentum in der pietistischen Gestalt ergriffen, der einzigen, in der es ihnen mit einigem Ernst entgegentrat. Für Viele ist Björnson in der Zeit, da er dem Christentum huldigte, ein Wegweiser zu einer freieren, menschlichen Lebensanschauung gewesen. Sie haben ihm für diese Gabe gedankt, sie haben ihn geliebt, bisweilen höher als irgend einen andern Menschen auf Erden."

Eine ernstlich vom Christentum ergriffene Jugend läßt sich freilich auch von einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle verführen. Es besteht allerdings ein weiter Abstand zwischen religiöser Phrasenmacherei bis zu liebenswürdiger christlicher Ergriffenheit, die in Liebe zu Volk und Land arbeitet, aber ein noch weiterer von christlicher Ergriffenheit zu wirklich demütigem, thatkräftigem christlichem Glauben; und diesen Abstand hat Björnson — sagen wir: noch nicht überwunden.

2

Statt auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu schreiten hat Björnson eine gewaltige Seitenschwenkung gemacht. Vielen ist das nicht allein als ein Bruch mit dem Grundtvigianismus seiner Jugend erschienen, sondern auch als ein solcher mit dem Christentum selbst; und ich verdenke es Keinem, wenn Björnson als einer der ärgsten Widersacher und gefährlichsten Feinde des Christentums in unserm Lande vor ihm steht. Ich erinnere mich, daß ich selbst seiner Zeit Christopher Bruun bewunderte wegen seines warm-christlichen Kampfes gegen Björnson, der nach Bruuns innigster Ueberzeugung das Christentum auf das heftigste angegriffen hatte. Ich sehe diesen anziehenden kleinen Abschnitt der norwegischen Kirchengeschichte jetzt etwas anders als damals an. Für Björnson ist er der bis jetzt unbedingt wichtigste in seinem Leben. Er begann ihn mit seinem Angriff (27. Februar 1884) auf die Besprechung seines Dramas „Ueber die Kraft" durch seinen früheren Freund Bruun (in der von diesem herausgegebenen Zeitschrift für freisinniges Christentum) und mit der Herausgabe der Erzählung: „Auf Gottes Wegen". Der Streit wurde um Weihnachten 1886 abgeschlossen.

Ich habe mich absichtlich des Wortes „Abschnitt" bedient und auch die Grenze in der angegebenen Weise bestimmt, weil Björnson sich später nie direkt in religiöse Fragen gemischt hat, wie er denn in diesem laufenden Jahre [1901] mir gegenüber aussprach, daß sein religiöser Standpunkt aus dem Buch „Auf Gottes Wegen" erkannt werden könne.

Blicken wir ein wenig auf den Streit mit Bruun. Er begann damit, daß dieser eine eingehende Kritik des Dramas „Ueber die Kraft" geschrieben hatte. „Als Angriff auf das Christentum", sagt Bruun, „ist Ueber die Kraft ziemlich mißglückt, indem der Kern des Christentums keineswegs darin besteht, Wunder zu thun. Vielmehr hat der Dichter in Pastor Sang eine herbe Gestalt mit vielen Zügen, die ein Christ lieben muß, dargestellt; und doch ist Sangs Christentum im Ganzen schief, die Wundergabe wurde in die Hand der Schwärmerei gelegt, so daß das Ergebnis eigentlich dem Christentum nicht entspricht. Nein, die ganze Kraft in Björnsons Buch liegt in Wirklichkeit in dem Hinweis auf die französischen wissenschaftlichen Werke, die auf seiner letzten Seite genannt werden." Hierin giebt Björnson ihm insoweit Recht, als er in seiner Antwort mit großer Zuversichtlichkeit auf die Wissenschaft hinweist „als das große Schrecknis für Alles, was Wunder heißt".

Viel mehr für unsere Frage wurde aber aus diesem ersten Teil des Scharmützels nicht gewonnen als dies, daß Björnson kundgab, wie ihm die neuesten Neuigkeiten auf dem Gebiet der Zeitwissenschaft sehr imponiert hatten, und daß er, wo es deren Stellung dem Christentum gegenüber gilt, bis in die Fingerspitzen wissenschaftsgläubig ist. Was er inzwischen gelernt hatte, ist, soweit man sehen kann, nur das in „Ueber die Kraft" Genannte und etwas Bibelkritik Baurscher Art — Etwas, woran er vermutlich auf einer kurz zuvor unternommenen Vortragsreise nach Amerika Geschmack gewann, denn da hatte er natürlich einem Teil der amerikanisch-oberflächlichen Angriffe auf sein norwegisch-grundtvigsches Christentum nicht entgehen können. Jedenfalls hat der plötzliche und bedeutende Wechsel seines Gesichtskreises in hohem Grade auch in religiöser Beziehung auf ihn eingewirkt. Als er zurückkam, machte er auf Einzelne den Eindruck, als ob er den Glauben an Gott ganz verloren hätte; aber das wies er zurück, indem er sagte, daß er nun erst eine „höhere Vorstellung von Gott und von den Juden vor mehreren tausend Jahren" gewonnen habe, eine charakteristische Aeußerung, die — abgesehen von dem, was sie wirklich an sich Berechtigtes und von wirklicher Begeisterung auf Björnsons Seite enthält — deutlich zeigt, daß grade die am wenigsten ansprechende Seite der Bibelkritik in ihm Raum gewonnen hatte, nämlich die, welche zu einer sich brüstenden „Freidenkerei" zu verführen droht. Man sieht, daß der Dichter besonders davon hingenommen ist, ein Freidenker zu sein und sich so auch zu nennen; und man kann gewiß sein, daß er losdonnert, wenn Jemand die Herrlichkeit des freien Gedankens untersuchen und verdächtig machen will durch das mit Anführungsstrichen versehene „Sündenbockswort Freidenkerei". Und weil Bruun, selbst ein hervorragender Denker und Freiheitsfreund, in seiner Polemik doch auch nicht unterließ das Björnsonsche freie Denken mit Anführungsstrichen zu versehen, so wetterte Björnson scharf über Bruuns Mangel an Logik und beschuldigt ihn der Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit. So hinterließ denn dieses erste Scharmützel bei Björnson etwas Hartes und Unversöhntes, eine „Pike" auf Bruun, Etwas, das bereit stand, um bei der ersten Gelegenheit zum Angriff gegen Bruun und gegen das Christentum loszubrechen. Uebrigens hat Björnson sonst viel übrig für

*) Wie in meinem Artikel „Der Grundtvigianismus" erwähnt ist, gab dieser hochbegabte, rechtschaffene Theologe und Schriftsteller als Vorsteher einer Volkshochschule in dem Gebirgsort Gausdal eine frische und freimütige Zeitschrift heraus: „Für freisinniges Christentum." Jetzt ist er ein angesehener Geistlicher in Christiania und Mitherausgeber der theologischen Zeitschrift Für Kirche und Kultur, an deren Herausgabe auch Pastor Klaveneß Teil hat.

Bruun, aber rührt Jemand an sein freies Denken, so verändert die Flöte ihre Töne; er hat auch viel übrig für das Christentum, aber stört es ihm sein freies Denken, so wird er stößig. Daß hierin grade eine große Unfreiheit und ein Mangel an klarem Denken liegt, ist ja klar genug. Aber daß Björnson nichts destoweniger, auch als religiöse Persönlichkeit, zu gut war, um Jemand zu verspotten, verstand Bruun leider damals nicht völlig.

Das folgende Scharmützel wurde damit eröffnet, daß Björnson Bruun angriff, weil er auf einer politischen Zusammenkunft in Christiania in einigen Aeußerungen dem Christentum einen größeren Anteil an der Arbeit für die Freiheit der Welt und insbesondre an der Arbeit für die Freiheit der Frau zugeschrieben habe, als ihm nach Björnsons Auffassung zukomme. Bruun hatte damit die Ehre der Freidenkerei geschmälert. Man ersieht aus diesem Angriff Björnsons, daß die französische Revolution ihn nur allzusehr begeisterte; bei ihr stand das ewige Recht der Freiheit und das Recht des freien Gedankens, das sich (drastisch und dramatisch) zum Segen der Menschheit geltend machte. „Die französische Umwälzung von 1789 war allerdings nicht christlich, aber doch von einem so großen und idealen Glauben hervorgerufen, daß desgleichen seit dem Aufkommen des Christentums nicht über den europäischen Teil der Menschheit gekommen ist. Und mit ihrer Ausartung verhält es sich ebenso wie mit der rasenden Verfolgungssucht, die wiederholt des Christentums eignen Durchbruch entehrt hat." Bruun begegnete diesem Angriff so ruhig und kräftig, daß Björnson eine Zeit lang schwieg, indem er wohl, und mit Recht, fand, daß die Freiheit das Ihre bekommen hatte.

Aber das Christentum, das Björnsons freies Denken (das ich für mein Teil keineswegs Freidenkerei nennen möchte) unangenehm berührte, konnte er selbst nicht fahren lassen. Um Johanni 1885 trat er, zunächst auf Veranlassung der Frage, wie (oder ob überhaupt) dem Dichter Alexander Kjelland Staatsunterstützung (Dichtergage) zu Teil werden solle (denn auch Kjelland war ein Freidenker), mit einem Zeitungsartikel hervor: „Was versteht man unter Christentum?" Darin suchte er, bezeichnend genug, zu zeigen, daß er, obschon Freidenker, das Christentum nicht angegriffen habe. Man höre:

> Ich für mein Teil habe nicht zugegeben, daß ich das Christentum angreife (also auch nicht in „Ueber die Kraft"), weil ich den geschichtlichen oder sittlichen Wert gewisser Dogmen bezweifle. Ich nehme die Erklärung über das Wesen des Christentums, die man mir bietet, nicht an. Das Christentum ist nichts Andres als ein persönliches Verhältnis*) gewesen und kann auch nichts Andres werden — ein aufrichtiges persönliches Verhältnis in Gott nach Jesu Vorschrift und Beispiel: wie ist das ein Angriff?! Keinem rechtschaffenen Menschen kann es einfallen zu leugnen, daß es überhaupt **da ist**, ebensowenig wie seine Früchte zu leugnen sind. ... Ein Christ von Geist kann sich nicht vorstellen, daß es am Auferstehungstage darauf vor Gott ankomme, wie viel Dogmen Jemand mit sich herumgeschleppt hat; das Entscheidende muß immer bleiben, wie innig die Gemeinschaft mit Gott, die Innigkeit in Gott gewesen ist, die ihn emporgehoben hat, vor Gottes Throne zu stehen. So kann kein Christ von Geist dauernd diese beiden Dinge verwechseln und **Worte** für Christentum ausgeben, während doch **das Christentum in dem Leben in Gott besteht**. ... Ich als Freidenker glaube nicht an Jesu Gott, wie er von den Theologen dargestellt wird, obschon ich an Gott glaube ... Hat Jemand das Recht, uns deshalb zu verketzern?

Bruun sucht, wie im Grunde immer, anzuerkennen, was ihm in diesen Worten an sich gut und löblich erscheint; aber er entrüstet sich tief und eifrig, daß Björnson wirklich alles Ernstes behauptet, er habe das Christentum nicht angegriffen, es seien nur gewisse Dogmen, die er bezweifle, während doch seine Schriften genügend bewiesen, daß er Jesu Auferstehung und Wiederkunft zum Gericht nicht nur bezweifle sondern geradezu leugne; und, fügt Bruun hinzu: das Christentum ist nicht nur ein persönliches Verhältnis zu Gott**) nach Jesu Vorschrift und Beispiel; es ist ein persönliches Verhältnis zu Gott durch den Glauben an Jesus Christus. Björnsons Verfahren, sagt er, ist in diesem Stück weder klar noch aufrichtig; er sollte sich für ein solches Verfahren als zu gut ansehen.

*) Das Wort Forhold bedeutet sowohl Verhältnis wie Verhalten; daher behält die Uebersetzung dieses Wortes durch **Verhältnis** etwas Ungenügendes, was freilich auch bei **Verhalten** der Fall wäre. Siehe unten die Unterscheidung von Forhold i Gud und Forhold ved Gud. Der Uebersetzer

) Hier hat Bruun übersehen, daß Björnson schreibt: ein persönliches Verhältnis **in Gott, nicht **zu** Gott. D B

Björnson blieb die Antwort nicht schuldig. Noch nicht einen Monat darauf schrieb er z. B.:

> Christopher Bruun muß sich darein finden, daß ich die persönliche Unsterblichkeit bezweifle und doch dabei bleibe, daß ich das Christentum nicht angegriffen habe. ... Ich habe Etwas davon gehört, daß Jemand an Christus glauben müsse, um ein Christ genannt zu werden ... Aber ich habe zugleich Etwas davon gehört, daß z. B. ein Mann wie Paulus an keiner einzigen Stelle ein Wort hat über Jesu Empfängnis vom heiligen Geist; nicht an einer einzigen Stelle nennt er Christum Gott ... Wenn ich das Christentum für ein **persönliches Verhältnis in Gott** nach Jesu Vorschrift und Beispiel erklärt habe, so paßt das auf beide Arten von Christen. Ich halte deshalb meine Erklärung fest. In dem Worte „Vorschrift" liegt auch der Glaube an Gottes Gesandten; Jesus hat diesen Glauben vorgeschrieben, man verstehe das Wort **Vorschrift**, wie man will. **Dies hat Bruun übersehen.** ... Ich habe keineswegs gesagt, daß Brahma-Somai in Indien und das Christentum dasselbe seien. Ich habe gesagt, daß manche Männer in der Welt, welche die verschiedenen Religionen und Gedankensysteme am besten kennen, darin einig sind, daß es sich bei der Religion der Zukunft um die Liebe Jesu Christi von Nazaret im Glauben an Gott handle, und daß die Brahma-Somai-Religion in Indien im wesentlichen auf dasselbe hinauslaufe ... Wenn eines Menschen Glaube so kläglich beschaffen ist, daß er untergraben werden kann [Bruun hatte ihn beschuldigt, dies zu thun], so lebt er in Täuschung und Unklarheit, und das Beste, was ihm widerfahren kann, ist, daß man ihm das zum Bewußtsein bringt. Bin ich gewürdigt worden, dazu mitzuhelfen, **so ist das eine Ehre für mich.** Es kann ja bei unserem Massenchristentum nicht anders sein, als daß die Meisten nur glauben, daß sie glauben. Aber daß man die, welche nicht in einem wirklichen Glaubensverhältnis zu Gott stehen, dahin bringt, dies einzusehen, ist doch das Gegenteil von einem Angriff auf das Christentum; es heißt, dieses fördern; sonst müßte Christentum und Unklarheit, Christentum und Unwahrheit dasselbe sein. Grade hierin liegt der Fehler des Staatschristentums. Es rechnet mit der Masse! Es rechnet mit all der Pfuscherei und Heuchelei und Verwirrung, welche das sogenannte Christentum „des ganzen Volks" mit sich führt.

Man sieht, daß der große Dichter gereizt ist, und man bekommt auch von der Antwort Bruuns, in der er ausdrücklich die Auffassung des Paulus von Christus als Gott behandelt, den Eindruck, daß es ihm gleichgiltig ist seinen mächtigen Gegner zu reizen, indem er zu gleicher Zeit nicht ein Haar breit von seiner Behauptung abgeht, daß der Dichter thatsächlich das Christentum angegriffen habe.

Aber grade diese Behauptung will und kann Björnson nicht passieren lassen.

Er sagt in seiner Erwiderung:

> Ich wußte es, daß es Lärm geben würde, wenn die Christen Alles, was von anderen Voraussetzungen ausgeht, nicht länger als einen **Angriff** auf das Christentum bezeichnen dürfen, oder als **Angreifer** die, welche die Wahrheit prüfen, die sie selbst als geschichtlich gegebene ansehen. Es gab eine Zeit, in der man all so Etwas verbrannte, Bücher und Menschen (Giordano Bruno, Hus), man denke nur an Melanchthon, welcher Calvin dankte, daß auch er verbrannt hatte, und „hätte Luther die Macht gehabt, wie er die Neigung hatte"!
>
> Das Verhältnis zu Gott*) nach Jesu Vorschrift braucht nicht ein so inniges zu sein wie Jesu eignes; aber es muß das Leben zu tragen vermögen. Nichts Anderes ist Christentum. Wo das persönliche Verhältnis zu Gott geschädigt wird, da wird auch das Christentum geschädigt; sonst nicht. In jener Zeit wurde es für einen gefährlichen Angriff auf das Christentum gehalten, Dinge zu sagen, die sie jetzt selbst anerkennen (beispielsweise seien genannt Galiläi, Kopernikus, die sechstausend Jahre der Schöpfung; „Aegypten hatte Könige, ehe Adam geschaffen wurde", Darwin u. s. w.). Es geht gegen alle Kenntnis des Seelenlebens, zu glauben, daß ein Religionsstifter wisse, Gott sei selbst unter uns gewesen um uns zu erlösen, und **sagt** es nicht; daß Paulus, der glühende Glaubenseifrer, gewußt hätte, wie Gott in die Welt gekommen sei, sich habe vom heiligen Geist empfangen und von einer Jungfrau gebären lassen — und hätte es nicht gesagt. ... Die Messiasvorstellung ging aus der Verbindung des ägyptisch-griechischen und morgenländischen Denkens hervor; sie wurde bei den Juden bestärkt durch den Volksglauben an eine weltliche Befreiung von dem Joch der Fremden, das über sie gebracht war. ... Der menschliche Geist ist eine unbeugsame Kraft; keine Mißhandlung hat den Gedanken ausgerottet, daß Jesus ein über alle Menschen erhöhter Mensch gewesen ist. In der Zeit des Rationalismus, der auch darin ein großer Fortschritt gewesen ist,

*) Gottesverhältnis: Gudsforholdet. Der Uebersetzer

wuchs dieser Gedanke empor, nun wagt er sich heraus zum Aussprechen. Zwinge den menschlichen Geist Jahrhunderte hindurch, exerziere es ihm ein, er wird immer wieder in seiner natürlichen Wahrhaftigkeit emporspringen und alsobald sich befreien. So lange wir bei solchem Einexerzieren des Glaubens bleiben, wird es kümmerlich mit der Liebe stehen und wird sie nur dürftige Frucht bringen.

Zur Orientierung meiner Leser, zu ihrer Belehrung und als Grundlage für ihr eignes Urteil habe ich einige von den eigentümlich Björnsonschen Aeußerungen ausgeschrieben. Seine Versuche auf dem Gebiet der Exegese sind so wenig originell, daß ich sie mit Absicht übergangen habe. Aber daran soll doch erinnert werden, daß sowohl Björnsons Auftreten wie seine kleinen Skizzen alles Andere bezwecken als Schriftauslegung.

3

Nun könnte man freilich mit Bruun, wenn auch nicht so stark wie dieser, die Björnsonsche Phantasie als ironisch mitwirkenden Faktor bei seinem theologischen Auftreten in Anschlag bringen. Und man hat auf der einen Seite ohne Zweifel ein Recht, mit Bruun darauf hinzuweisen, daß Björnson an der persönlichen Unsterblichkeit zweifelt, Christi Gottheit, Auferstehung und Wiederkunft verwirft; daß er insoweit wirklich das Christentum angegriffen hat, als er öffentlich, offen und kräftig diesen seinen Standpunkt bekannt und das Christliche mit scharfer Zunge kritisiert hat. Man könnte auch kurz und gut sagen, daß Björnsons Stellung zum Christentum die wohlbekannte neurationalistische in ihrer besten Form ist, namentlich mit deren Begeisterung für die Sittlichkeit, von der Björnson feststellen will, daß sie der Religion vorangehe und von den Zeiten des Heidentums her zum Teil die „Bilderschrift der Religion" geschaffen habe.

Aber doch würde dadurch kein volles Licht auf seine Stellung zum Christentum fallen, auch nicht, wenn man den „Generalnenner" für seinen ganzen religiösen Standpunkt hinzunähme (den er nach seiner eignen Erklärung von diesem Jahre [1901] grade als einen Generalnenner betrachtet wissen will). Man findet in seinem ästhetisch unvergleichlich herrlichen Buch „Auf Gottes Wegen" — vielleicht dem am meisten Björnsonschen unter seinen Büchern — den ganzen in dieser unsrer Skizze dargelegten Standpunkt wieder, welchen er unter dem Namen L e b e n s religion (die Religion selbst das Leben!) zusammenfaßt; und er fügt über das Christentum ein hübsches Wort an, daß es in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter eigentlich den innersten Grundgedanken aller Religion ausgesprochen habe: man ersieht daraus, daß der intellektuelle, von Kant beeinflußte Neurationalismus Björnsons Stellung zum Christentum nicht voll deckt. Ja, es muß gesagt werden, er steht dem Christentum meines Erachtens bedeutend näher, so daß er vielleicht nicht einmal das that, was ich eine gewaltige Abschwenkung genannt habe, sondern sich wirklich mutig daran gemacht hat, den Weg des Abstandes zwischen ehrlicher christlicher Ergriffenheit und demütigem, thatkräftigem christlichem Glauben zurückzulegen, weil ein besseres Christentum in der menschlichen Gemeinschaft, die ihn umgab, Raum gewonnen hatte. Aber man erinnere sich erstens, daß Björnson leider so schmerzlich und in hohem Grade Recht hatte in dem, was er gegen die sagte, die er um sich sah (namentlich wo es das sittliche Leben galt); darum sollten sie auch seine eigne Religion als die des Lebens schätzen. Sodann, was für ein tiefes und freies Verständnis Björnson immer und immer wieder für das allgemein Religiöse an den Tag legte. Und endlich wie viele starke und edle Kräfte sich bei Björnson „grade in der Richtung auf das christliche Leben hin bewegen" [ein Wort von Bruun]. Auch nehme man daneben noch liebevoll Rücksicht darauf, daß er wegen seiner herrlichen Begabung, seiner gewinnenden Persönlichkeit und seines sittlich reinen Lebens von der überwiegenden Mehrheit seines Volkes fast vergöttert worden ist und den teuersten Namen in Norwegen besessen hat und noch besitzt — welche ungeheure Versuchung lag darin für ihn, welcher Hemmschuh für ihn zu neuem demütigem, thatkräftigem christlichem Glauben zu gelangen! Erst wenn man das alles berücksichtigt, gewinnt man in Wahrheit einen Ueberblick über Björnstierne Björnsons Stellung zum Christentum.

Also: tief religiös beanlagter Freidenker (ohne Anführungsstriche!) mit starken edlen Kräften in der Richtung auf das Christentum hin, das er trotz allem nicht will angegriffen haben. Hiervon sagt er selbst zum Abschluß einer seiner schärfsten Auseinandersetzungen mit Bruun: „Habe ich nun das Christentum angegriffen? Antwortet Jemand: Ja — so stelle ich mich auf die Seite des Christentums und antworte: Nein." Echt Björnsonsch.

O l a f P e d e r M o n r a d

Das Verhalten der englischen Heeresleitung gegen die deutschen Missionen auf dem Kriegsschauplatz

Daß der Krieg in Südafrika dem Werke der Mission dort schweren Schaden zufügen, und daß unter seinen schlimmen Folgen besonders die gesegnete Arbeit der Berliner und der Hermannsburger Missionsgesellschaft leiden werde, die bekanntlich in Transvaal die Hauptarbeit thun, — das war vorauszusehen. Insbesondere war zu fürchten, daß in Folge des Krieges Unruhen unter den heidnischen Eingeborenen ausbrechen und dadurch die Missionsstationen und Missionare gefährdet und geschädigt werden könnten.

Aber daß der Schaden direkt von der englischen Heeresleitung kommen, daß englische Offiziere und Soldaten die rücksichtslosesten Verwüster deutscher Missionsstationen werden würden, — wer hätte das für möglich gehalten? Denn es ist anzuerkennen, daß bisher gerade unter englischer Herrschaft deutsche Missionen und Missionare besonders ungestört haben arbeiten können, bei den englischen Kolonialregierungen fast ausnahmslos nur weitgehendstes Entgegenkommen gefunden, ja mancherlei direkte und indirekte Förderung erfahren haben. Und zumal in Südafrika war bis in die neueste Zeit das englische Regiment ausgesprochenermaßen eingeborenen- und missionsfreundlich, während man von vielen Buren weder das Eine noch das Andere sagen konnte. Die Buren r e g i e r u n g e n allerdings hatten je länger je mehr den d e u t s c h e n Missionaren und der d e u t s c h e n Missionsarbeit gegenüber eine durchaus wohlwollende Stellung eingenommen und hielten die Eingeborenen zwar in strenger Zucht und Abhängigkeit, aber arbeiteten doch auf Milderung der alten burischen Härte gegen sie und auf eine gerechte Behandlung derselben hin. Deshalb konnte man wohl die Hoffnung hegen, daß beide kriegführende Parteien die Missionen soviel als möglich schonen würden. Am wenigsten aber hätten die heimischen Missionsleitungen von den Engländern ein solches feindliches Vorgehen gegen die Missionare und ihre Stationen erwartet. Und nun ist durch deren Schuld die deutsche Missionsarbeit in den beiden Burenstaaten beinahe vernichtet, jedenfalls auf lange hinaus schwer geschädigt. Und nicht nur durch die Vertreibung und Gefangennahme vieler Missionare, nicht nur durch das Niederbrennen von Stationen und durch die Verwüstung der Stationsländereien, nicht nur durch die Fortführung ganzer eingeborener Christengemeinden von den Stationsplätzen, sondern auch durch die Behandlung, die man den Missionaren dabei angedeihen ließ. So schreibt z. B. der Hermannsburger Missionar Schepmann: „Vor und in der Nähe unserer Gemeinden behandelte man uns ausnehmend hart, nachher freundlicher. Will man uns besonders herabwürdigen in den Augen unserer Gemeindeglieder?"

Aber es ist noch Schlimmeres geschehen.

Im Norden Transvaals liegt das schwer zugängliche, fieberreiche Waldland der Zoutpansberge. In dieses mit weißen Truppen einzudringen scheute sich wohl der Oberst Greenfield, der Pietersburg besetzt hatte. Er bot deshalb die beiden Basutostämme von Moletsche und Mpesu auf, die erst vor Ausbruch des Kriegs von den Buren unterworfen waren, um durch sie das Land von allen Weißen säubern zu lassen, und diese überfielen im Mai vorigen Jahres auch mehrere dort liegende Berliner und Schweizer Missionsstationen. Die deutschen Missionare konnten sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen, allerdings nur dadurch, daß sie ins englische Kriegslager flohen. Arbeiter der Schweizer Mission, der mission

Kommande, sind aber thatsächlich von heidnischen Eingeborenen als Gefangene fortgeführt worden. Man denke sich: christliche Missionare auf Veranlassung von Christen der Gefahr ausgesetzt, von Heiden mißhandelt, ja vielleicht getötet zu werden! Ist das nicht der Gipfel aller Greuel, die das christliche England sich durch diesen unseligen Krieg aufs Gewissen lädt? Kann es eine größere Schädigung des Missionswerkes geben? — Der englische Anführer hat die Gefangenen zwar nachher aus den Händen der Basuto befreit und sich herausgeredet: das sei nicht seine Absicht gewesen, er habe es nur auf die Buren abgesehen gehabt. Aber macht das die Sache viel besser? Ists nicht furchtbar, daß eine christliche kriegführende Macht überhaupt heidnische Eingeborene auf weiße Leute hetzt? Und dies geschieht von der englischen Heeresleitung, je länger der Krieg dauert, in immer ausgedehnterem Maße. Was für eine Verwirrung muß das in den Gemütern der Eingeborenen, Christen wie Heiden, anrichten. Müßte sich darüber nicht wenigstens ein allgemeiner Schrei der Entrüstung unter den Christen Englands erheben? Das kann doch nicht entschuldigt werden als eine durch den Krieg gebotene Notwendigkeit.

Aber auch abgesehen von diesem Aeußersten: sind wirklich durch die Kriegslage und die Eigentümlichkeit dieses Krieges die von der englischen Heeresleitung gegen die deutschen Missionen ergriffenen Maßregeln begründet? Mußten wirklich alle die Missionsstationen verwüstet werden, die nun ganz oder teilweise in Trümmern liegen, und soviele deutsche Missionare teils mit, teils ohne ihre eingeborenen Gemeinden von ihren Arbeitsstätten fortgeführt und entweder in den sogenannten Flüchtlingslagern interniert oder als besonders verdächtig in Pretoria festgehalten werden?

Mit der übereilten Gefangennahme des Hermannsburger Missionsdirektors E. Harms begann es. Sein Verbrechen bestand darin, daß ihn auf seiner Station in Natal Missionarssöhne aus Transvaal, die im Burenheere standen, auf kurze Zeit besucht hatten. Das ist typisch. Die Missionarssöhne, die als eingeborene Burghers zur Teilnahme am Kriege verpflichtet waren, spielen offenbar eine große Rolle bei der Erregung und Animosität, die sich der englischen Heeresleitung gegen die deutschen Missionare bemächtigt hat. Alle die Missionare, die Söhne im Burenheere haben, erscheinen ihr von vornherein verdächtig, sie mögen noch so peinlich bemüht sein sich völlig neutral zu halten.*)

Das zweite Opfer war der Berliner Missionar Prozeski. Seine Station Königsberg lag in dem nördlichen Zipfel Natals, der sofort bei Beginn des Krieges in die Hände der Buren geriet. In bester Absicht, um unter den Kriegswirren die Eingeborenen besser in Ordnung und Frieden halten zu können, nahm er es an, daß ein Burenkommandant ihm eine gewisse obrigkeitliche Gewalt übertrug. Das war allerdings umsomehr eine Unvorsichtigkeit, als er etliche Jahre zuvor aus missionarischen Gründen die deutsche Staatszugehörigkeit aufgegeben hatte und englischer Unterthan geworden war. Er hat sie mit Einem Jahre Gefängnis in Durban und einer Geldstrafe von 10000 Mark gebüßt. Auch dieser Fall scheint mir typisch zu sein. Dem deutschen Missionar ist es darum zu thun, die Eingeborenen in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dieses Bemühen wird von den Engländern nicht im geringsten anerkannt, sondern der dabei begangene formale Fehler zum Anlaß genommen, den Missionar von seinem Platze zu entfernen. Daran daß die Eingeborenen ruhig bleiben, liegt ihnen offenbar sehr wenig. Vielleicht sähen sie es ganz gern, wenn durch ausbrechende Unruhen unter ihnen den Buren vollends Schwierigkeiten entständen und das Land noch mehr verwüstet würde. Jedenfalls haben auch Missionare diesen Eindruck von dem Verfahren der englischen Befehlshaber gewonnen. So finde ich in dem Briefe eines Hermannsburger Missionars den Stoßseufzer: „Möchte es doch nicht gelingen, auch unsere Volksstämme in einen unaussöhnlichen Gegensatz zu den Buren zu bringen.“ Und rechtfertigt nicht das Verhalten jenes Obersten Greenfield in den Zoutpansbergen solchen Verdacht? Wird er nicht verstärkt durch vieles Andere, z. B. durch das Vorgehen gegen den Berliner Missionar Bauling in Leydenburg? Dort hatten die Engländer den Farbigen der Station ein Stück Land zur Beackerung übergeben, das den Buren gehörte. Die Kaffern meinten, der Acker sei nun für immer ihr Eigentum geworden. Bauling belehrte sie, daß erst nach dem Friedensschluß die Regelung der Verhältnisse eintreten werde und zurückkehrende Buren ihr Land wiedererhalten würden. Dies, und daß er in einer Predigt die Frauen und Mädchen ernstlich ermahnt hatte, sich nicht durch die Soldaten zur Unzucht verführen zu lassen, wurde zu einer Anklage gegen ihn benutzt. Er wurde gefangen genommen und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Sein Eigentum wurde fortgenommen, er selbst nach Pretoria in das gemeine Gefängnis gebracht. Aus diesem zwar durch die Hilfe des deutschen Konsuls — der sich überhaupt der deutschen Missionare treulich annimmt — endlich befreit, hat er doch seine volle Freiheit bis heute noch nicht erlangt, sondern muß in Pretoria als verdächtig bleiben. Aehnlich wars ein Hauptanklagepunkt gegen Missionar Düring in Woyenthin, daß er sich geweigert hatte, einem englischen Offizier 20 junge Männer seiner Station zu Spionendiensten zu stellen. Doch dies Alles könnte man noch für vereinzelte, durch unglückliche Umstände veranlaßte Fälle halten — aber nachdem Pretoria von Lord Roberts erobert, die Annexion der beiden Burenländer erklärt, und der Krieg entgegen der Hoffnung Englands damit keineswegs beendigt war, häuften sich seit dem Dezember 1900 die Maßregeln gegen deutsche Missionare und Missionsstationen in einem Maße, daß man versucht ist auf die Absicht einer planmäßigen Vernichtung der deutschen Missionsarbeit in jenen Ländern zu schließen.

Es genügt, daß ein Burenstreifkorps einmal auf einer Station requiriert hat, ohne daß der Missionar und die Eingeborenen im Stande waren, es zu hindern, so wird die Station einfach aufgehoben, der Missionar samt seiner farbigen Gemeinde zum Fortzuge genötigt oder in eins der Flüchtlingslager geführt; alle nicht mitnehmbaren Vorräte an Getreide und sonstigen Lebensmitteln werden verbrannt, in die reifenden Fruchtfelder werden Ochsenheerden getrieben, damit sie Alles zerstampfen, in die Hütten der Eingeborenen werden Feuerbrände geworfen, auch die Missionsgebäude durch die rohe englische Soldateska geplündert, zum Teil auch der Vernichtung durch Feuer preisgegeben. So sind — soweit bekannt — von den Berliner Stationen Adamshoop und dessen Außenstation Lückhof im Oranjefreistaat, Woyenthin, Ermelo, Pietersburg, Neu-Halle, Botschabelo, Waterberg, Leidenburg, Blauberg, Moletsche in Transvaal teils ganz aufgehoben, verwüstet, ausgeplündert, teils doch der Missionare beraubt, und von den Hermannsburger Stationen haben die in der Nähe der Magaliesberge gelegenen fast alle ein ähnliches Schicksal gehabt. Zum mindestens 12 von ihnen stehen verwaist und sind zum Teil aufs ärgste verwüstet. Im Osten Transvaals ist Lüneburg vollständig aufgehoben und zerstört, selbst die Kirche; der Missionar samt seiner Gemeinde nach Utrecht fortgeschleppt. Auch wo die Missionare nur zeitweise nach Pretoria eingezogen waren, fanden sie bei der Rückkehr ihre Häuser ausgeplündert, ihre Gärten verwüstet, alles Vieh fortgetrieben, ihre Gemeinden bis auf geringe Reste in alle Winde zerstreut. Der Schaden am Privatbesitz der Missionare und am Missionseigentum ist noch gar nicht zu berechnen, jedenfalls sehr groß. So schätzt Missionar Schepmann den Verlust seiner Gesellschaft auf der Einen Hermannsburger Missionsstation Berseba auf mindestens

---

*) So wurde der Berliner Missionar Düring von Woyenthin auch nach seiner Freisprechung von allen wider ihn vorgebrachten Anklagen nicht zu seiner nach Heidelberg verbrachten Familie und Gemeinde zurückgelassen, sondern in Pretoria festgehalten, weil er zu burenfreundlich sei. Er hat mir persönlich versichert, daß er aufs peinlichste darauf bedacht gewesen sei, in jeder Hinsicht die strengste Neutralität zu wahren. Aber zwei Söhne von ihm standen im Burenheere. Darum war er verdächtig. Und die Hermannsburger Missionare Kaiser, Vater und Sohn, von Hebron sitzen schon Jahr und Tag in Kapstadt gefangen, weil drei Söhne des älteren Missionars, die auch Burenkrieger waren, ihre Verwandten auf kurze Zeit besuchten, als ihre heimatliche Gegend zeitweilig in den Händen der Buren war. Auch noch bei anderen plötzlichen Verhaftungen von deutschen Missionaren scheint dieser Verdachtsgrund wenigstens mit bestimmend gewesen zu sein.

38000 Mk. Und geschädigt sind auch die Stationen, auf denen die Missionare bisher noch haben bleiben dürfen. Denn das Vieh ist fast überall auch da von den Engländern weggenommen, die Kornvorräte auch da verbrannt, die Ochsenwagen durch Zerschlagen der Hinterräder unbrauchbar gemacht, die Stationsländereien weit und breit verwüstet. Die Berliner Station Bethanien im Oranjefreistaat hat ein Areal von rund 45000 Magdeburger Morgen; das war rings mit einem Drahtzaun umgeben, der einen hohen Wert hatte. Derselbe ist völlig niedergelegt, wenigstens 16000 Schafe sind der Mission und den eingeborenen Christen weggenommen. Und wenn auch in letzter Zeit dafür Bezahlung oder Ersatz zugesagt ist, so bleibt es doch fraglich, ob er geleistet wird. Auf der Station Pniel waren auch Empfangsbescheinigungen über weggenommene Pferde ausgestellt, sind aber später dem Missionar wieder abgefordert worden, ohne daß die Bezahlung bis jetzt erfolgt wäre.

Dazu haben die in Pretoria und an anderen Orten internierten Missionare geradezu unerschwingliche Ausgaben für Beschaffung der allernotdürftigsten Lebensmittel. Für den Berliner Missionar Jensen betrugen sie in sechs Wochen 2000 Mk.

Erhebend aber und wahrhaft herzerfreuend ist es, wie in allen Briefen der hartbedrängten Missionare die Klagen über ihre persönlichen Verluste und Nöte doch zurücktreten hinter die Sorge für ihre farbigen Gemeinden. Das ist ihnen das Schwerste, daß sie machtlos zusehen müssen, wie diese zerstreut werden, wie Zuchtlosigkeit in ihnen einreißt, daß eine geistliche Versorgung derselben auch da kaum noch möglich ist, wo die Missionare die Stationen noch nicht haben verlassen müssen. Denn die Außenstationen zu besuchen geht in den meisten Fällen gar nicht an. Zu den weiter entfernten können die Missionare nicht hin, weil Pferde, Wagen und Ochsen ihnen genommen sind. Sie dürfen es auch kaum wagen sich aus ihren Häusern zu entfernen, weil sie in Gefahr stehen von der ersten ihnen begegnenden englischen Patrouille als Spione festgehalten oder gar erschossen zu werden, und befürchten müssen, bei ihrer Rückkehr ihr Haus geplündert und ausgeraubt, ihre Frauen und Kinder fortgeführt zu finden, wie es thatsächlich mehreren von ihnen schon geschehen ist. Oder wenn sie nach einer langen gefährlichen Reise auf einer Außenstation ankommen, finden sie diese unterdessen aufgehoben und verwüstet. So sind von den in der Berliner Synode Oranje-Freistaat befindlichen 15 Außenstationen und 55 Predigtplätzen 6 Außenstationen und 34 Predigtplätze aufgelöst. Die von der Station entfernt wohnenden eingeborenen Christen dürfen es ebenso nicht wagen zur Station zu kommen. Gottesdienste können daher an vielen Orten kaum noch stattfinden oder sind nur von Wenigen besucht. Am Gründonnerstag Abend waren in Bethanien sonst an 300 Abendmahlsgäste, im letzten Jahre nur 2. Die Leute fürchteten sich Abends aus dem Hause zu gehen.

Auch Stammesfehden unter den Eingeborenen, die in Folge der Auflösung aller Ordnung im Lande ausgebrochen sind, richten Unheil an. Auf der Berliner Station Kreuzburg standen zwei Häuptlinge schon immer feindlich einander gegenüber, wurden aber von der Burenregierung gehindert, auf einander loszuschlagen. Jetzt haben sie den alten Zwist mit den Waffen ausgetragen, dabei auch eine Anzahl Christen erschossen, die sich weigerten am Kampfe Teil zu nehmen, unter ihnen einen der treuesten und tüchtigsten Nationalhelfer, den greisen Salomo Koata. Auch dem Missionar Sonntag drohte der Häuptling Hans, daß er ihn eines Tages erschießen lassen werde. Eine ähnliche Stammesfehde ist im Bereich der Hermannsburger Stationen Mosetla und Potuane ausgebrochen, und der Enkel des berüchtigten Christenverfolgers Sekukuni hat die Kriegsunruhen zu dem Versuche benutzt, das Gebiet seines Großvaters sich wieder zu erobern und seine Herrschaft über das ganze Bapedivolk auszudehnen. Auch da im Bereiche der Berliner Station Lobethal ists zu blutigen Kämpfen unter den Eingeborenen gekommen und der Missionar Trümpelmann in Lebensgefahr gewesen. Ein Glück nur, daß es bisher dem Missionar Stallbohm auf der im Zululande gelegenen Hermannsburger Station Bethel gelungen ist, durch seinen Einfluß auf den jungen Zulukönig Dinisulu einen Aufstand dieser wilden kriegerischen Völkerschaft zu verhindern, trotzdem unter ihnen eine starke Kriegspartei darauf hindrängt. Hoffentlich lassen die Engländer dort in Zululand wenigstens die Missionare unbehelligt. Daß sich die Zulu weiter ruhig verhalten, liegt ja auch in ihrem Interesse. Denn ein Aufstand derselben würde zu einer furchtbaren Gefahr für alle Weißen, Buren und Engländer in gleicher Weise, werden.

Freilich scheint ja die englische Heeresleitung völlig blind gegen die Gefahr zu sein, die zuletzt auch für die doch von ihr erhoffte und erstrebte englische Herrschaft über Südafrika entstehen muß, wenn immer mehr die Eingeborenen in den Krieg hineingezogen, ihre wilden Leidenschaften geweckt werden, hingegen die Macht immer vollständiger ausgeschaltet wird, die allein im Stande ist, sie zu friedlicher Arbeit und Gesittung zu erziehen und zu gefügigen Unterthanen der Weißen zu machen, diese mögen nun Buren oder Engländer heißen. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß sie auch solche Missionare und Stationen vergewaltigt, die ausgesprochen engländerfreundlich sind? Ein Beispiel dafür ist die bekannte Berliner Missionsstation Botschabelo. Auf dieser ist von ihren Anfängen her eine engländerfreundliche Stimmung gleichsam Tradition. Und so entwickelte sich dort bald ein freundnachbarlicher Verkehr zwischen den Missionaren und englischen Offizieren, als die 12 Kilometer südlich gelegene Stadt Middelburg von den Engländern besetzt wurde. Aber nicht lange dauerte der Friede. Kaum war im Juni dieses Jahres ein neuer englischer Kommandant in Middelburg eingezogen, als auch gegen Botschabelo aufs rücksichtsloseste vorgegangen wurde. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli wurden alle dort wohnenden deutschen Männer, Missionare und Kaufleute aus den Betten geholt, als Gefangene nach Middelburg gebracht und dort aufs schmählichste behandelt, sodaß selbst unter den in jener Stadt ansässigen Engländern eine starke Entrüstung darüber entstand. Auf energische Vorstellungen eines Vertrauensmannes des deutschen Konsuls in Pretoria wurden die Missionare denn auch gegen Mittag wieder frei gelassen, erlangten es aber nur mit Mühe, daß sie wenigstens auf etliche Stunden nach der Station zurückkehren durften, um ihre Familien und die nötigsten Sachen zu holen. Während dort nun Alles beim Einpacken beschäftigt war, begannen die zum Schutz (!) mitgegebenen englischen Soldaten unter den Augen ihrer Offiziere zu plündern, und zwar gründlich. Nach Abfahrt der Wagen hat die Nachhut das Werk fortgesetzt. Den treuen Kaffern, die zur Aufsicht über die Häuser bestellt waren, wurde das Gewehr auf die Brust gesetzt, so daß sie die Schlüssel herausgeben mußten. Man erbrach Kisten und Schränke und nahm Alles, was man forttragen konnte, hinweg. Auch die Kirche verschonte man nicht: der Altar wurde erbrochen, das heilige Brot herumgeworfen, der Gotteskasten gewaltsam eröffnet, die Altarlichte gestohlen und den Kaffern zum Kauf angeboten, selbst noch Gemeineres, was sich gar nicht beschreiben läßt, wurde verübt.

Dergleichen haben doch Buren niemals wiedergethan, seitdem sie Livingstones Station Kolobeng zerstörten. Die Engländer aber muß solches Vorgehen doch auch der letzten Sympathien berauben, die sie bei den deutschen Missionaren bisher noch hatten. Ein Umschwung der Stimmung ist in dieser Hinsicht so wie so schon in den letzten Jahrzehnten eingetreten. Während im Jahre 1877 fast alle deutschen Missionare die Annexion Transvaals durch England begrüßten, sind heute wohl die Mehrzahl von ihnen mit ihrem Herzen auf Seiten der Buren, wenn auch selbstverständlich nicht ein einziger die durch ihr Amt und ihre ganze Lage gebotene Neutralität verletzt hat. Und insofern leitet ja die Engländer bei ihrem Vorgehen gegen die deutschen Missionen ein gewisser Instinkt. Nur daß sie selbst nicht ohne Schuld daran sind, daß dieser Stimmungsumschwung bei den deutschen Missionaren eingetreten ist. Denn dieser ist nicht nur infolge dessen eingetreten, daß die Missionare zu vielen einzelnen Buren und Burenfamilien in freundnachbarliche Beziehungen getreten sind und sich mit ihnen eingelebt haben, nicht nur infolgedessen, daß ihre eigenen Kinder Bürger der Burenstaaten geworden sind, sich auch wohl mit Kindern von Buren verheiratet haben, sondern auch infolge der

Wahrnehmung, welche die Missionare machten, daß bei aller Härte der Eingeborenengesetzgebung in den Republiken viele einzelne Buren doch ein patriarchalisches Verhältnis zu ihren schwarzen Dienstleuten gewinnen, in der Regel durchaus nicht herzlos gegen sie sind und durch ihre strenge Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung und ihr ernstes frommes Familienleben einen sittigenden Einfluß auf die Eingeborenen ausüben, ja daß die Buren im Ganzen doch besser verstehen, diese zu erziehen, als die Engländer. Denn deren im Prinzip wohl richtige Ideen von Menschenrecht und Gleichheit vor dem Gesetze wirken in der Anwendung auf die Eingeborenen oft ähnlich, wie in der Kindererziehung der Unverstand, der Kindern Freiheiten und Genüsse gestattet, für die sie nicht reif, ja die ihnen geradezu schädlich sind. Auch schützt die englische Kolonialregierung gemäß den sie beherrschenden liberalen Ideen z. B. in Natal unter den Zulus geradezu heidnische Unsitten, wie die Vielweiberei und die Beschneidung samt den mit dieser verbundenen schmutzigen Gebräuchen. Noch kommt hinzu, daß trotz aller Eingeborenenfreundlichkeit der englischen Gesetze und Staatsordnungen der einzelne Durchschnittsengländer dem einzelnen Eingeborenen durchaus nicht menschenfreundlicher begegnet als der Durchschnittsbure, daß jener, was gesellschaftliche Achtung und Stellung angeht, ebenso hochmütig selbst auf die christlichen Eingeborenen herabsieht wie dieser.

Auch englische Missionare haben mit dazu gewirkt, daß die englandfreundliche Stimmung früherer Zeiten unter unsern Missionaren mehr und mehr einer burenfreundlichen gewichen ist. Denn die Leute der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft, die in Pretoria und Blumfontein Bistümer hat, sind nicht gerade von brüderlichem Geiste gegen deutsche Missionare beseelt, und die englischen Wesleyaner, die zahlreiche, vielfach allerdings nur mit eingeborenen Gehilfen besetzte Stationen in beiden Burenstaaten haben, drängen sich sehr oft in häßlicher Art in die Arbeitsgebiete der deutschen Gesellschaften ein und suchen Glieder der deutschen Missionsgemeinden zu sich hinüberzuziehen. Dagegen hat die südafrikanische Mission der holländischen reformierten Kirche sich immer mehr in ein sehr gutes Verhältnis zu den deutschen Missionaren gestellt, und die derselben Kirche angehörigen Pastoren der Buren erinnern in immer ernsterer Weise und mit immer größerem Erfolge ihre Gemeinden an ihre Missionspflicht gegen ihre schwarzen Dienstleute und Unterthanen, so daß infolge davon jetzt nicht wenige Buren auch der Arbeit unserer Missionare viel freundlicher gegenüberstehen als früher, ja oft diese geradezu auffordern, ihren Dienstkaffern das Evangelium zu predigen.

Weiter läßt der schlimme Einfluß, den der Aufenthalt auf den Goldfeldern und in den Diamantengruben auf viele Eingeborene, auch auf die jungen dort Arbeit suchenden Männer der Missionsgemeinden ausübt, die Missionare davor zurückschrecken, daß mit der Annexion des Landes durch England dieser verderbliche Einfluß der Industrie sich immer weiter ausbreiten möchte.

Endlich aber treibt sie auch das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit auf die Seite der Buren. Denn seit dem Sandrivier-Vertrag von 1852, in dem sie sich verpflichteten den Eingeborenen Transvaals keine Feuerwaffen zu verkaufen, haben die Engländer nicht nur diese Abmachung tausendfach gebrochen, sondern jeden mit den Buren geschlossenen Vertrag nur soweit gehalten, als es in ihrem eigenen Vorteile lag. Nun aber hat der Jamesoneinfall und Alles, was jetzt geschehen ist und noch geschieht, der Treulosigkeit und Ungerechtigkeit die Krone aufgesetzt.

Soviel England sonst für die Ausbreitung des Christentums in der Welt gethan hat, so wenig wir als evangelische Christen und als Missionsfreunde wünschen können, daß Englands Macht und Ansehen jenseit der Meere dauernd und schwer geschädigt wird — denn dadurch würden doch nur Frankreich und Rußland gewinnen, von denen jenes trotz aller offiziellen Kirchenfeindschaft im Innern draußen in der Welt- und Kolonialpolitik Rom dienstbar ist, dieses aber, an und für sich eine Macht der Unkultur, evangelische Missionsthätigkeit in seinem Machtbereich überhaupt nicht duldet —, so können doch alle Missionsfreunde in Deutschland nur wünschen, daß der unselige Krieg in Südafrika nicht mit der endgiltigen Annexion der Burenstaaten endet. Denn nach dem, was die englische Heeresleitung in den letzten Monaten gegen die deutschen Missionsstationen verbrochen hat, ist an ein gedeihliches Auskommen oder gar Zusammenarbeiten der deutschen Missionare mit einer englischen Kolonialregierung in Transvaal und Oranjefreistaat doch auf lange hinaus nicht zu hoffen. Die Saat gegenseitigen Mißtrauens ist zu dick gesäet und zu hoch aufgeschossen.

Johannes Thieme

Zu den Vorgängen in Wreschen

Wir fahren fort in unsrer Polendiskussion. Mein kurzes Votum zum Wreschener Schulprozeß in Nr. 49, das ich in Nr. 52 teils eingrenzte, teils näher ausführte, brachte mir folgenden wertvollen Brief eines Schulmanns von der russischen Grenze ein:

Geehrter Herr Redakteur,

In vollständigen Gegensatz zu Ihrem Vorschlag in Nr. 49 der Christlichen Welt mich stellend: „um der Glaubens- und Gewissensfreiheit willen in einer Petition an das Abgeordnetenhaus gegen die jetzigen Regierungsmaximen und Schulzustände aufzutreten und den Religionsunterricht in der Muttersprache zu fordern", gebe ich zunächst eine Darstellung thatsächlicher Verhältnisse, um daraus einige Folgerungen zu ziehen. Hier in N. wird der katholische Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe nun schon seit vierzehn Jahren in deutscher Sprache erteilt und zwar anerkanntermaßen mit so gutem Erfolge, daß die Geistlichen später im Beichtunterricht, der in polnischer Sprache erteilt wird, zum Mittel des Deutschredens greifen, wenn sie den Kindern die Erkenntnis tieferer Wahrheiten erschließen wollen. Das geht sehr natürlich zu und ganz ohne Quälerei der polnischen Kinder. Nämlich so: wenn die Kinder zur Schule kommen, so verfügen sie über einen Wortschatz von etwa 200 Bezeichnungen konkreter Dinge. Derselbe entspricht ungefähr ihrem Vorstellungsgehalt und entstammt dem kleinen Kreise, in dem sich ihr eintöniges Leben abgesponnen hat. Abstrakta sind ihnen eigentlich noch fast ganz fremd. Für diese Vorstellungen haben sie zunächst die deutschen Wörter zu lernen, und das erledigen wir bei gutem Anschauungsunterricht in etwa einem Vierteljahre. In allen Fächern wird nun (außer den vier Stunden Religion auf der Unterstufe) deutsch unterrichtet; daher kommt es, daß der deutsche Wortschatz fortwährend wächst, während der polnische auf seiner ursprünglichen Höhe fast beschränkt bleibt. Schon nach einem Jahre ist das Kind an deutschen Wörtern viel reicher, als an polnischen; seine Gewandtheit deutsch zu verkehren ist der in seiner Muttersprache nahezu gleich. Sobald die Kinder lesen können, werden ihnen nun in den kleinen Lesestücken hunderterlei Vorgänge aus dem menschlichen Leben in deutscher Sprache vorgelegt, in deutscher Sprache mit ihnen besprochen. Daraus folgt, daß ihnen die Erkenntnis des Geisteslebens in deutscher Sprache aufgeht, daß sie Darstellungen seelischer Vorgänge und Thatsachen des Bewußtseins u. s. w. nur durch das Mittel der deutschen Sprache erfassen und nur in diesem Idiom wiedergeben lernen. Dazu kommt, daß der auf der Unterstufe in polnischer Sprache erteilte Religionsunterricht sich größtenteils auf das Memorieren von Gebeten und ähnlichen Texten, sowie auf Definitionen beschränkt und nur in der biblischen Geschichte einige schwache Ansätze macht, lebendiges, religiöses Fühlen und Streben zu erwecken, weswegen es für das wahrhaft religiöse Leben der Kinder gar keinen nennenswerten Verlust bedeuten würde, wenn dieser polnische Rest durch Unterricht in der deutschen Sprache ersetzt würde; ja, wahrscheinlich wäre sogar ein Gewinn vorhanden. In der Mittelstufe nun werden zunächst die biblischen Geschichten, die in der Unterstufe polnisch gelehrt wurden, deutsch vorgetragen, besprochen und gelernt. Daß der Gewinn hiervon —

immer in religiöser Beziehung! — ein vergleichsweise viel größerer sein muß, als vorher, ist evident; denn die Kinder sind in ihrem seelischen, geistlichen Leben ganz bedeutend gewachsen. Die Erfassung tieferer Wahrheiten kann sich nun folgerichtig künftig nur durch Anwendung der deutschen Sprache vollziehen; polnische Abstrakta kennt das Kind immer nur noch wenige; hierin hat es nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Wenn dann später auf der Oberstufe z. B. der Katechismussatz: „die Taufe prägt ein unauslöschliches Merkmal auf", zum vollen Verständnis gebracht werden soll, so ist das in deutscher Sprache sehr wohl möglich; denn die Kinder erkennen nach Anführung bestimmter Vorgänge ganz genau, was „Merkmal" bedeutet, was „unauslöschlich" in sich begreift, was „aufprägen" besagen will. Aber kein Verständiger wird behaupten, daß, wenn man nun diese Wörter in das Polnische übersetzt und den entstehenden Satz alsdann lernen läßt, sich in der Seele des Kindes auch nur annähernd ebenso klare Vorgänge abspielen wie vorher. Was nutzt aber das Plappern unverstandener oder halb verstandener Worte dem religiösen Seelenleben des Kindes? Seelische Vorgänge, auch die religiösen, bilden sich und verlaufen nun unter Erfüllung bestimmter Bedingungen, und die sind hier nicht gegeben.

Das führt mich nun auf die Hauptsache. Abgesehen davon, daß der Beichtunterricht sein Hauptaugenmerk auf die wortgetreue Wiedergabe der Lehrsätze des Katechismus richtet, so wird dieser Unterricht von der fast durchweg national-polnisch gesinnten Geistlichkeit dazu benutzt, die Kenntnis des Polnischen, des Lesens und Schreibens dieser Sprache, durch eine Seitenthür in die Kinderwelt zu bringen und zu erhalten. Es wird verlangt und vielfach durchgesetzt, daß die Kinder das, was sie sagen, auch lesen und womöglich auch schreiben können. Erkennen Sie nun, Hochverehrter, wohin Ihr Vorschlag führt? Sie bieten der hiesigen polnischen Geistlichkeit, was diese fordert: Religionsunterricht in der Muttersprache auf allen Stufen der Schule! Es ist unzweifelhaft: im nächsten Augenblicke werden jene mehr fordern, mehr fordern müssen, Sie werden mehr bieten müssen: vollständige Ueberantwortung der deutschen Schule in die polnische Hand! Um besseres religiöses Verständnis zu gewinnen, inneres Erfassen tieferer Wahrheiten zu ermöglichen und ein Glaubensleben zu erbauen: dazu reichen die paar Religionsstunden nicht aus. Der Religionsunterricht, der es darauf absieht, wahrhafte Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erzeugen, kann des gesamten übrigen Unterrichts nicht entraten. Wenn dieser und das Leben mit seinem reichen Bildungsstoffe nicht dazukommen, so wird der Religionsunterricht nicht zu Kräften kommen; er wird sehr, sehr oft Sprach- und Anschauungsunterricht werden müssen. Es fehlen eben die Begriffe, die grundlegenden, tieferes Verständnis bedingenden seelischen Vorgänge, und darum sind z. B. die kleinen Kindergeschichten in der Fibel und im Lesebuche psychologisch notwendig und gerade für religiöse Erziehung viel, viel wichtiger als die oft nur dürftiges Material bietenden Geschichten von Abraham, Jakob, Joseph u. s. w., deren Länge oft geradezu im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer erziehlichen Verwendbarkeit steht.

Es ist ja auch bekannt, daß ein großer Teil der Deutschen eine Muttersprache redet, die in andern Gegenden ganz unverständlich ist, den Dialekt. Folgerichtig müßte auch bei diesen der erste Religionsunterricht im Dialekt erfolgen, wie es thatsächlich da und dort ein paar Wochen hindurch geschieht. Sobald aber diese Kinder des Hochdeutschen mächtig sind, geht man überall dazu über. Nun, wir machens mit unsern kleinen Polen und Polinnen ebenso und hoffen, daß wir ihnen bald noch früher als jetzt werden begreiflich machen dürfen, daß Gott der Herr ein aus reinem Herzen steigendes Gebet in jeder Sprache vernimmt und erhört.

Daß bei solcher Sachlage alle hier wohnenden, religiös gesinnten Deutschen — ob evangelisch, ob katholisch — gerade um ihrer eigenen Glaubens- und Gewissensfreiheit willen, über Ihren Vorschlag geradezu erschrocken sein müssen, daß es uns wehe thut, wenn zielbewußtes vernünftiges Streben an so hervorragender Stelle verkannt wird, das, Herr Pfarrer, zu sagen, kann ich am Schlusse nicht unterlassen. N N

Ich gestehe, daß ich diese fachmännische Belehrung nicht ohne Herzklopfen gelesen habe. Denn wenn der deutsche Lehrer so in unsrer Ostmark arbeitet und die sprachlichen Qualitäten ihm so entgegenkommen, wer darf ihm ins Handwerk pfuschen? Und doch werde ich meine Bedenken nicht los. Sollte wirklich die polnische Sprache so arm sein? Und wäre sie noch so arm, die damit verbundene Kultur noch so inferior, die mit beiden verquickte Religion noch so abergläubisch und fanatisch: haben wir Deutschen ein Recht, diesen Polen ihre Sprache und Natur — seis in einer Art von aufgeklärtem Despotismus, also zu ihrem Wohl, oder aus Staatsräson, also zu unserm Wohl — systematisch zu nehmen? Und wenn wir es versuchen, können wir es? Wird nicht der Optimismus unsers pädagogischen Gewährsmannes durch die Thatsache Lügen gestraft, daß das Polentum nicht schwächer wird, sondern erstarkt? Daß die Hakatistenpartei nach neuen schärferen Antipolengesetzen ruft, weil die oben beschriebne Schulpraxis offenbar nicht wirkt? Hat nicht eben dies zu den Aergernissen von Wreschen geführt, daß das nun einmal von Geburt und Blut polnische Volk sich die deutsche Religion nicht wollte gefallen lassen? Verliert durch die obigen Ausführungen die Thatsache, daß Kinder um nichts Andres geschlagen werden mußten, als weil sie nicht in deutscher Sprache fromm sein wollten, für einen Einzigen unter uns ihr Peinliches? Ist eine solche Situation unsres großen, starken, vom Ideal der Gewissensfreiheit tief gesättigten deutschen Volkes würdig?

Der obige Brief und unsre Position in der Sache sei zur freien Diskussion gestellt. Wir wiederholen zu diesem Zweck unsre beiden Sätze aus Nr. 52: Religionsunterricht soll in der Muttersprache erteilt werden, und: Religion soll nicht als Mittel der Politik gebraucht werden. Wir werden jede sachkundige Stimme gerne zu Worte kommen lassen. Für heute sei nur noch auf den Artikel von Karl Jentsch in Nr. 377 der Wiener „Zeit" verwiesen, der nur allzu sehr unserm Empfinden und Urteilen zu Hilfe kommt. R

Die Zusammenkünfte der „Freunde der Christlichen Welt"

Mehr als sonst drängten sich im vergangenen Herbst die großen evangelischen Versammlungen auf eine Zeit zusammen. Ueber sie alle ward in diesen Spalten Bericht erstattet. Nur über eine nicht, die uns doch recht nahe angeht, die Doppelversammlung der „Freunde der Christlichen Welt" in Goslar und Mühlacker, 30. September bis 3. Oktober. Auch die Zeitungen haben Nichts davon gemeldet, und wenn es geschah, so war das vielleicht aus Freude und Freundschaft, aber per nefas. Auch der Jahreschronist pflegt diese Zusammenkünfte zu verschweigen, wie sie nun schon das zehnte Jahr, meist in Eisenach stattfinden; so z. B. das bei Velhagen und Klasing erscheinende Theologische Jahrbuch, das doch alle möglichen Konferenzen registriert — und wir beschweren uns nicht einmal darüber.

Es war eine wunderbar von Ort und Wetter begünstigte Tagung, die wir in Goslar hatten. Und die Lust am geistigen Austausch ging hoch. Montag Nachmittag setzte der Vortrag um 5½ ein, währte auf ausdrückliches Verlangen fast zwei Stunden, und es folgte eine Aussprache bis ½12, an der sich genau 20 Redner beteiligten. Dienstag Vormittag begannen wir Punkt 9 und waren um 2 Uhr fertig. Alles unnütze Beiwerk wurde vermieden, die Zeit ganz in den Dienst der Verhandlungen gestellt.

Niemand, der nicht muß, rührt sich vom Fleck; die Pausen sind auf das allermindeste Maß beschränkt. Die Anspannung ist groß, aber man nimmt ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß geistiger Eindrücke mit hinweg. — In Mühlacker,

wo die Freunde aus Süddeutschland und der Schweiz sich ein Stelldichein gaben, war der äußere Rahmen ein viel anderer. Aber die geistige Leistung war keine geringere. Der Vortrag währte ganze zwei Stunden: ich will das gar nicht als musterhaft hinstellen, aber der Ernst der Situation gab das Recht hierzu und die Debatte belohnte es. Der zweite Vortrag wurde, um die Zeit auszukaufen, während des Nachtischs mit genossen, ohne daß ein Wort verloren ging. — In Goslar war die Zahl der Teilnehmer 200, und mehr dürfen es kaum sein, soll die Zusammenkunft ihren vertrauten Charakter bewahren. In Mühlacker 80, das mögen schon mehr werden. Es fehlten wunderlicherweise die Freunde aus Baden fast ganz, obwohl sie gerade in Durlach die Wiederholung dieser Zusammenkünfte mit beschlossen hatten und ihnen zu Ehren Mühlacker zum Treffort gewählt worden war: für Württemberg hätten wir leicht ein gelegeneres Zentrum gefunden. — In Goslar waren 30 akademische Dozenten, das Uebrige Pfarrer, Lehrer, auch etliche Laien; in Mühlacker fast nur Theologen, darunter Professoren von 3 schweizerischen und 4 deutschen Universitäten.

Vertraute Zusammenkünfte sind es und sollen es sein. Das heißt vor allem: die Presse, die breite, zudringliche, unberechenbare Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen. Nur zu oft wirkt ja doch die Berichterstattung der Zeitungen wie der Hohlspiegel auf einen Gegenstand. Nicht immer aus bösem Willen. Aber man will einmal diesen Hohlspiegel los sein. Dieses Prinzip schafft uns die reichen, freien Debatten. Im übrigen ist die Thür weit auf. Jeder darf kommen. Wie manchmal wünschte ich unsre kirchlichen Gegner herbei! Sie würden sich wundern, wie wir uns die Meinung sagen, und wie wir gar nicht Zeit haben, uns mit den Sünden derer zu beschäftigen, die nicht da sind. Ein Vortrag z. B. über Cremers Wesen des Christentums in der Weise, wie Andere nicht müde werden, sich mit Harnacks Wesen des Christentums zu beschäftigen, wäre bei uns eine Unmöglichkeit. Wir suchen die Probleme auf, die uns drücken, die Differenzen, die uns trennen. Es geht manchmal heiß her, aber ich darf sagen, es ist ein großer Zug der Aufrichtigkeit in dem, was wir an einander vertragen. — Eine erhebliche Zunahme des Laienelements kann man darum nicht wünschen, weil die meisten Laien das nicht verstehen werden: wer es aber versteht und mag, soll nur kommen. Vielleicht sollte das pastorale Element stärker sich regen. „Wir sind ja doch nur eine Versammlung von Professoren und von Pfarrern, die zugleich Privatdozenten sind," sagte Einer. In der That, das Rendezvous akademischer Kräfte giebt die Signatur. Auch manche Theologen im praktischen Amt würden das schlecht vertragen. Aber sie sollen ihr Gegengewicht nur geltend machen! Und geschehen ist das auch immer. Im ganzen kommen zu uns nur solche Theologen, denen der immer neue Konflikt und die dauernd notwendige Einigkeit von Wissenschaft und Religion als heiliges Anliegen auf der Seele brennt. Und so sind unsre Zusammenkünfte Theologenzusammenkünfte und werden es bleiben. Es spielt sich ab und spiegelt sich in diesen Verhandlungen ein Stück Geschichte unsrer heutigen Theologie, und die Wirkungen davon sieht der aufmerksame Beobachter hier und da durch die theologisch-kirchliche Gesamtbewegung hindurchzittern.*)

Der Zugang und der Austausch ist so frei, daß auch die Akademiker von rechts und links getrost kommen und Anteil nehmen könnten. Ein Tag wie der von Goslar läßt solch eine Entwicklung sehr wohl als möglich träumen. Aber hindert nicht der Name? hindert nicht die Vergangenheit?

Zum Teil ja. Aber was den Namen betrifft, so bedeutet er ja viel mehr eine Zwanglosigkeit als einen Zwang. Von der Christlichen Welt ist auf diesen Zusammenkünften so gut wie gar nicht die Rede. Viele, die da kommen, haben kaum eine innere, geschweige denn eine äußere Beziehung zu ihr. Und die Firma selbst? Ich hätte ja Anlaß genug, einmal wieder ein paar Worte zum Verständnis unsres Blattes zu sagen. Fürs Allgemeine ist es kaum notwendig, aber für Etliche wäre es nützlich. Ueber Eines muß ich immer lächeln, nämlich wenn ich gefragt werde, ob auch Nicht-Ritschlianer in die Christliche Welt schreiben oder zu unsern Versammlungen kommen dürften. Dieser Popanz des Ritschlianismus und der Ritschlschen Schule! Gespenster sehen Kinder oder sieht das böse Gewissen. Eins von beiden trifft gewöhnlich, wenn diese Ritschlsche Schule aufs Tapet kommt.

Eine „Ritschlsche Schule" hat es genau genommen nie gegeben. Es hat einmal einen Professor Ritschl gegeben, der in Göttingen lehrte. Er hat Schüler gehabt. Und da er ein Mann von Geist, Gelehrsamkeit und starker, ausgeprägter persönlicher Frömmigkeitsart war, hat er einen tiefen Eindruck hinterlassen. Das wird wohl mit rechten Dingen zugehen! In Kirchenpolitik hat er niemals gemacht. Und so innig seine Theologie mit seiner Person zusammenhängt, so wenig hing ihre Wirkung von dieser ab. Man vergleiche den Einfluß, den Johann Tobias Beck bei seinen Lebzeiten übte, und wie der mit seinem Tode erlosch. Ritschls Tod hat aber für die Wirkung seiner Theologie nicht das Mindeste bedeutet. Was er geschrieben hat, war höchst ungeeignet, Popularität zu erlangen; um so tiefer hat es auf Einzelne gewirkt, die es studierten. Und diese Art Einfluß ist noch lange nicht ausgelebt. Im Gegenteil, noch lange wird der Fachtheologe, der Dogmatiker zumal, zu dem alten Ritschl zurückkehren und von ihm lernen.

Aber die Ritschlsche „Schule"! Die hat es nie gegeben — in dem Sinn, auf den es hier ankommt — im Sinne eines ausschließenden, parteimäßigen Zusammenhangs. War doch der Meister selbst der heftigste Verurteiler alles kirchlichen Parteitreibens. Zwei Organe haben, wenn ich recht sehe, Ritschls Schüler sich geschaffen, in der sie vornehmlich und oft in scharfer Wendung gegen andersmeinende Theologen zu Worte kommen: die Theologische Litteraturzeitung (seit 1876) und die Zeitschrift für Theologie und Kirche (seit 1891); auch diese beiden Zeitschriften haben doch nur mehr mit einer gewissen Bekenntnistreue gewisse Gegensätze gepflegt und sind niemals prinzipiell ausschließend gewesen. Und nun die Christliche Welt! Und die Freunde der Christlichen Welt!

Wenn innerhalb der fünfzehn Jahre, die sie nun hinter sich hat, die Christliche Welt eine innere Veränderung erlebt hat — davon bei andrer Gelegenheit mehr —, so jedenfalls nicht darin, daß sie den Dienst der Ritschlschen Theologie früher so und jetzt anders, früher eifrig und jetzt lau oder gar nicht ausgeübt hätte. An der Christlichen Welt haben immer Schüler Ritschls mitgearbeitet — nur solche konnten vor fünfzehn Jahren ein Blatt wie dieses ins Leben rufen —, aber sie hat niemals im Dienste einer Ritschlschen Theologie oder einer Ritschlschen „Schule" gestanden.

Die Christliche Welt hat immer die theologische Wissenschaft in ihrem großen freien Betriebe gefaßt und anerkannt. Und sie ist, das wird Niemand leugnen, die vornehmste Vermittlerin zwischen der wissenschaftlichen Arbeit dort und dem Gemeindeleben hier gewesen. Fehler mag sie dabei genug gemacht haben, sonderlich ihre Leitung. Es handelt sich jetzt nicht um die Vollkommenheit des Geleisteten, sondern um die Feststellung der Tendenz. Dessen gewiß, daß wir an unserm evangelisch-christlichen Glauben ein Gut haben, das Nichts uns entreißen kann, gehen wir ohne Furcht und Scheu der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Tage nach, weil auch hier Wahrheit ist, und geben jeder ehrlichen Deutung der zeitlichen und ewigen Geheimnisse eine Stätte, in der Gewißheit, daß die unverwüstliche Kraft des heiligen Geistes sich unter ehrlichen

*) Den Vortrag von Scholz (Goslar, 1. Oktober) kennen unsre Leser aus Nr. 44 v. J.; der Vortrag von Gunkel (Goslar, 30. September) wird mit zwei andern bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinen; der von Troeltsch (Mühlacker, 3. Oktober) ist soeben erweitert bei J. C. B. Mohr in Tübingen herausgekommen: Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte (129 S. 3 Mk.); Christliebs Thesen stehen in Nr. 41 v. J. und seinen Vortrag selbst hoffen wir auch noch in der Christlichen Welt zu bringen. Für 1902 steht bisher fest, daß die schweizer und süddeutschen Freunde am 21./22. April in Straßburg tagen wollen und daß den ersten Vortrag Professor v. Schultheß-Rechberg aus Zürich übernommen hat über die Theodicee (vgl. Bonus Nr. 37, 862 und Traub Nr. 41, 973 v. J.); ferner daß im Herbst in Goslar oder Eisenach uns das „Problem der Praktischen Theologie" (Drews) und die Aufgabe der „Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche" (Bithorn) beschäftigen wird.

Menschen immer wieder durchsetzen muß. Ich kann es auch anders ausdrücken; für heute mag es so gesagt sein.

Die Wirkung ist nun gewesen, daß Etliche uns gehaßt, Etliche sich über uns verwundert, Etliche sich über uns betrübt haben. Aber die Zahl derer, die uns verstanden, war merkwürdig groß. Es ist sehr auffallend, daß es 5000 Menschen in Deutschland giebt, die uns halten, und 20000, die uns lesen. Denn es ist wahr, wir muten ihnen sehr viel zu, formell und inhaltlich.

Aber ich habe heute nicht von der Christlichen Welt zu handeln, sondern von ihren „Freunden". Es haben sich kleine Kreise unter diesem Namen zusammengeschlossen, hier und dort, öffentlich und in der Stille, überall anders. Hier Männer und Frauen, dort Theologen und Nichttheologen, am dritten Ort nur Pastoren allein. Kein Band von Gruppe zu Gruppe, kein Band zu einem Zentrum hin; die Gruppen in sich ohne jede Organisation, Satzung usw.; einen Einberufer und Vorsitzenden gestattet ja selbst der Anarchismus. Kaum auch ein rechtes Verantwortungsgefühl der Einen für die Andern, und das ist wohl ein Mangel. Man kommt zusammen und bleibt von einander, es ist kein Eintreten und kein Austreten. Die vollendete Charakterlosigkeit! Und in der That: die Parole „Freunde der Christlichen Welt" kann auch Bequemlichkeit, Farblosigkeit, Mangel an Mut und Entschlossenheit, kann auch das Einspännertum und die Kirchenflucht decken. Ich meine die Flucht vor der Verfassungskirche, wie sie heute ist. Immerhin kann ich doch nicht anders als diese nicht gewollten und kaum geförderten Bildungen auffassen als einen großen und starken Vertrauensbeweis für die Christliche Welt. Vertrauen zu der Lauterkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie geführt wird. Zu dem guten Willen wenigstens. In der That, wer meine Liebe zur Gerechtigkeit, zur Wahrhaftigkeit, zur Aufrichtigkeit in all den schweren Auseinandersetzungen und Kämpfen, die der Tag uns bringt, anzweifeln will, der nimmt mir das Kostbarste, was ich habe und um dessen Erhaltung und immer kräftigere Geltendmachung ich bei der ganzen Arbeit, die ich an der Christlichen Welt thue, ringe. Ehrlich kann man sein mit Gottes Hilfe, wenn man nur mag. Ob man dann immer das Richtige trifft, ob die Einsicht in die Dinge ausreicht, ob man Jedermann und jeder Erscheinung thatsächlich gerecht wird, das ist freilich eine andere Frage.

Genug, dieser ernste Grundwille, den wir immer hatten und, Gott sei Dank, noch haben trotz fünfzehnjähriger Versuchung, in der wir drin gestanden, ist mit dem großen Vertrauen beantwortet worden, das in dem Namen und in den Zusammenkünften der Freunde, den kleinen und den großen, sich kundthut. Darum kommen sie auch immer wieder, die von unserm Geiste geschmeckt haben, auch wenn sie oft genug sich stießen und ärgerten, weil es ihnen des Freimuts und der ungegohrenen Weisheit zu viel ward; oder wenn sie nicht wiederkommen, wissen sie nicht, wo sie sonst hin sollen, weil sie diese Art unvoreingenommenen Austauschs und rücksichtsloser Gemeinschaft sonst nirgends finden können.

Wunderliche Leute sind wir, das ist wahr. Ein Idealismus, der auch radikale Art verträgt, wo sie mit Ernst und Aufrichtigkeit gepaart ist; ein Glaube, der in sich die Kraft fühlt, auch die größten Berge zu versetzen, die heutiger Wissenschafsbetrieb vor ihm auftürmt. Unkirchlich scheinbar, und doch sind wir gewiß, wir thun unsrer Kirche so den größten Dienst. Es fällt uns auch gar nicht ein, unsrer Kirche vergessen zu wollen, wiewohl wir über das Treiben heiliger Einfalt und heiliger Diplomatie in ihr, wie wir es vor Augen sehen, in unserm Herzen noch viel trauriger sind, als unsre kirchlichen Gegner über uns. Sie möchten uns am liebsten los sein. Diese Sehnsucht ist ganz umsonst. Es wäre auch nicht gut für unsre Gegner, denn mit von uns leben sie. Aber Vieles könnten wir besser machen, Vieles ernster nehmen. Meine Hoffnung ist, daß wir noch jung sind. Aber wenn wir keine großen Thaten thun, keine Heidenkirchen gründen, auch daheim keine Werke aufrichten, die den Ruhm unsrer christlichen Fruchtbarkeit bis ins kleinste Sonntagsblättchen tragen: richtet ein gerechtes Gericht! Es liegt eine heiße Aufgabe sonderlich auf uns, manchmal will sie uns fast zerdrücken und zermürben, aber dann erhebt sie uns wieder durch ihre Größe: wir sind und müssen sein eine Brücke zwischen der Wissenschaft und zwischen dem Glauben. Die beiden dürfen nicht aus einander. Für diesen Auftrag wird es niemals weder an einer Gemeinde fehlen noch an einen Nachwuchs treuer Helfer. R

Verschiedenes

Zeichen der Zeit. In seiner Antwort auf die Exkommunikation durch den heiligen Synod setzt Tolstoi auseinander, welche Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche er für verwerflich halte. Diese „Antwort" ist in die Ausgabe der Werke Tolstois aufgenommen, die Eugen Diederichs in Leipzig begonnen hat, näher in das Bändchen mit dem Titel „Der Sinn des Lebens". Ein deutscher Leser denunzierte die Schrift bei der Leipziger Staatsanwaltschaft; die Schrift wurde beschlagnahmt und der Verleger wird sich im Januar wegen „Gotteslästerung und Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen" vor Gericht zu verantworten haben. Es wird wirklich Zeit, § 166 aufzuheben oder doch neu zu interpretieren. Er schützt kein wahrhaftiges religiöses Interesse und liefert eine vornehme Handhabe zu behördlichen Mißgriffen. Die Anklage verrät übrigens das böse Gewissen, daß der Paragraph jedenfalls nicht zum Schutze der russischen Staatskirche bestimmt sei, sie hilft sich aber mit der Erwägung: was Tolstoi gegen die orthodoxe Kirche des Orients vorbringe, passe auch auf Dogmen und Sakramente der katholischen und protestantischen Kirchen, diese seien also „mittelbar" beschimpft!!

Auf eine Rechtsfrage ist auch die Entscheidung über Pastor Weingarts Anstellung im Weimarschen glücklich hinausgespielt. Die Gemeinde Nöda will ihn zum Pfarrer haben, und der Patron hat ihn zur Bestätigung dem Großherzog präsentiert. Die Weimarsche Regierung hat aber den Großherzog mit der letzten Entschließung gar nicht behelligt, sondern den Fall von sich aus erledigt mit der Erklärung, daß der in einer Landeskirche des Amts enthobene Geistliche in der andern nicht anstellungsfähig sei. Abgesehen davon, daß Weingart in der hannoverschen Landeskirche zwar seines Amtes entsetzt, aber dennoch anstellungsfähig geblieben ist, hat Weimar ein völlig Neues proklamiert: die Gebundenheit der einen Landeskirche an die andere in solchem Fall. Wirft der viel ersehnte „Zusammenschluß der deutschen Landeskirchen" seine Schatten voraus, ehe wir noch sein Licht und seine Wärme spürten? Wir haben es immer kommen sehen, daß dieser naturgemäß im Aeußeren sich vollziehende Zusammenschluß der fortschreitenden Verrechtlichung unsrer Kirchentümer zu gute kommen und also die Richtungen stärken wird, denen die religiöse Wahrheit vornehmlich durch Recht und Verfassung verbürgt scheint. Aus diesem Grunde stehen wir jenen Bestrebungen auf Zusammenschluß, deren ideale Seite wir wahrlich nicht verkennen, besorgt und mißtrauisch gegenüber. Der Weimarschen Regierung aber, die vermutlich den guten Willen gehabt hat, durch jenes juridische Fündlein noch Aergerlicherem vorzubeugen, möchten wir zu bedenken geben, daß selbst eine Ablehnung Weingarts durch den Großherzog, aus persönlich-parteiischer Abneigung, erträglicher wäre als die Proklamation jenes unerhörten Rechtsgrundsatzes. Er hebt eines der ältesten und heiligsten Rechte einer christlichen Religionsgemeinschaft auf, von dem gerade die deutschen Landeskirchen und gerade die kleineren zum Segen der innern Entwicklung seit den Tagen der Kirchenspaltung den freisten Gebrauch gemacht haben. Keine protestantische Richtung, die nicht durch dieses Landesrecht in ihrer Freiheit wäre geschützt worden. Gerade die schroffsten konfessionellen Richtungen können davon sonderlich ein Lied singen. Und auf ein solches Recht verzichtet Sachsen-Weimar, um damit einer augenblicklichen Verlegenheit bequemer zu entgehen?

— So geschrieben und gedruckt, ehe Kaiser Wilhelm seine Rede in Gotha hielt. Man wird abwarten dürfen, welche reellen Folgen diese anscheinend sehr spontane Kundgebung nach sich zieht, und wird sich des Gleichnisses von dem Weinstock und den Reben freuen, das einer juridischen Ausbeutung mindestens nicht günstig ist. Freilich, wenn überhaupt eine „Einigung der evangelischen Kirchen" praktisch in Angriff genommen wird, wie anders soll es geschehn als auf dem Wege des Rechts, und auf welche Weise sollen die üblen Wirkungen eines solchen Verfahrens verhütet werden? Die Gefahr bleibt mit und ohne den kaiserlichen Willen die gleiche. R

Kalender. Wer Kalender im Volke vertreibt, prüfe sie gründlich, ehe er sie aus der Hand giebt. Denn gegenüber den massenweise angebotenen Kalendern, leider auch „christlichen" und ihren verhüllten und unverhüllten Tendenzen, ist die größte Vorsicht geboten. Bei einer solchen gründlichen Prüfung hat uns Sohnreys Dorfkalender die Feuerprobe echter Lauterkeit bestanden. Der giebt dem Volke, an das er sich wendet, wirklich, was es brauchen kann. Er treibt keine Liebedienerei, sondern schärft seinen Lesern die Koalitionspflicht der bäuerlichen Bevölkerung ein (S. 76); und wenn er auch keine agrarpolitischen Artikel bringt, so treibt er doch die „Wohlfahrtspflege auf dem Lande" in einer Weise, die nicht nach kleinen Mitteln, sondern nach wahrer Hilfe aussieht, die nicht Beschwichtigung, sondern Erfolg will: Hebung des Landvolkes. Auch

wer nicht statistisch, sondern nur mit seinem Herzen zum Landvolke gehört, wird den Kalender mit Nutzen gebrauchen. (Berlin, Trowitzsch und Sohn. 50 Pfge, in Partien billiger.) F M Schiele

Kleine Mitteilungen. Für Ernst Moritz Arndts Weihnachtslied Der heilge Christ ist kommen giebt es doch [vgl. Nr. 51 v. J.], wie wir zu unsrer Freude erfahren, eine schöne frische und fröhliche Originalmelodie, die offenbar besonders in Berlin bekannt und beliebt ist: von Reinhold Succo, weiland Professor an der dortigen Hochschule für Musik. Zwei Lieder, gedichtet von Ernst Moritz Arndt, für einstimmigen Chor mit Begleitung des Pianoforte komponiert von Reinhold Succo. Op. 4. Berlin, M. Bahn. Partitur 50, Stimme 30 Pfg.

In Nr. 39 v. J. brachten wir ein Lutherwort, das ein lateinisches Zitat enthielt: „Es irrt meiner Meinung nach, wer ein mit Gewalt begründetes Reich für fester hält, als ein durch Freundschaft zusammengehaltenes." Auf unsre Frage, woher das Wort, erhielten wir von einem freundlichen Leser erwünschte Auskunft:

Terentius, Adelphi 65

Et errat longe mea quidem sententia,
Qui imperium credat gravius esse atque stabilius
Vi quod fit, quam illud, quod amicitia adiungitur.

Luther hat offenbar frei aus dem Gedächtnis zitiert. R

Zur Beachtung

Einbanddecken für **1902** (als Sammelmappen) sind zu haben durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu je 1.60 Mk. Bei direktem Bezug bitten wir 1.90 Mk. (30 Pf. Porto) einzusenden. Für denselben Preis auch Einbanddecken für Christliche Welt und Chronik zusammen. Außerdem stehen Einbanddecken zu allen früheren Jahrgängen zur Verfügung.

Probenummern werden jederzeit unentgeltlich an jede angegebene Adresse versandt. D V

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. Main. Montag 6. Januar 5 Uhr Rosenau: Bilder aus der griechischen Religionsgeschichte zur Zeit Jesu.

Hannover. Mittwoch 15. Januar 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstraße: Tolstois Christentum.

Magdeburg. Vierteljahrs-Versammlung. Montag 6. Januar 3 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die geschichtliche Bedeutung Johannes des Täufers, Professor D. Harnack-Berlin. Gäste, auch Damen, willkommen.

Nordhausen. Mittwoch 8. Januar 4 Uhr Hotel Schneegaß: Die Bedeutung des Todes Christi. (Gallwitz.)

Martha Elmendorf
Wilhelm Butterweck
cand. min.
Verlobte
Örlinghausen i. Lippe

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Seifenfabrik Luhns
Wasche mit
Luhns
Wasch-Extract.
Barmen

Theologe für sogleich gesucht, der an meinem Privatpensionat 18 Stunden übernimmt, im übrigen Zeit hat, sich auf Examen vorzubereiten. Freie Station und monatlich 60 Mk.

Preuß. Moresnet bei Aachen, Rheinland **Pfarrer List**

Hessische Glasmalerei u. Kunstglaserei
K. J. Schultz Söhne
gegründet 1850 **Marburg a. L.** gegründet 1850
empfiehlt sich zur Anfertigung stilgerechter
Glasmalereien und Bleiverglasungen für Kirchen etc.
in künstlerischer und gediegener Ausführung. Zahlreiche Referenzen von kirchlichen Behörden. Kolorierte Skizzen und Kostenanschläge gerne zu Diensten. Billigste Berechnung bei weitgehendsten Zahlungserleichterungen.

Ronnefeldt's Thee
wird allgemein gelobt und weiterempfohlen.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— franco.
Thee-Import **Ronnefeldt**-Frankfurt a/M.

Bei Bedarf an Drucksachen, Papieren u. Couverts, Schreibmaterialien
hole man Preise ein von
Buchdruckerei Bauer, Marburg

Chronik der Christlichen Welt
11. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 51. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Landessynode des Großherzogtums Sachsen-Weimar: Bezirkssynode des Konsistorialbezirks Frankfurt a. M. — Evangelische im Auslande: Einweihung der deutschen evangelischen Kirche in Florenz — Römische Kirche: Vom preußischen historischen Institut in Rom; Vermischte Nachrichten (Zorn von Bulach) — Anzeigen

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh
Soeben erschien in **2. Auflage:**
Cremer: Das Wesen des Christentums
Herm., Prof. D., Greifswald
Vorlesungen im Sommersemester 1901 vor Studierenden aller Fakultäten an der Universität Greifswald gehalten. 3 M., geb. 3,60 M.

Wer den Burenkrieg recht verstehen will,
lese das in zahllosen nationalgesinnten Blättern glänzend aufgenommene Buch des Oberlehrers **Fr. Henkel:**

Aus dem Burenkriege
Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Mitkämpfers
Preis 1 Mark
Verlag von E. Kannengiesser, Schalke

„Das beste und lesenswerteste Buch, das aus eigener Anschauung und Erfahrung über den Burenkrieg bisher geschrieben wurde! Mit offenem Auge und deutschschlagendem Herzen hat der Verfasser, ein deutscher Oberlehrer, beobachtet und mehr und richtiger gesehen als mancher andere, weil er politisch geschult, mit geschichtlichem und philosophischem Sinn begabt, die Buren aus ihrer Umgebung und ihrer Geschichte heraus beurteilte."
(„Geograph. Anzgr." 1901, S. 92.)

Für die reifere Jugend bestens zu empfehlen!

Die **neuen Bestimmungen des Preußischen Kultusministeriums vom 1. Juli 1901** für Lehrerbildung schreiben für die 2. und 3. Seminarklasse Bibelkunde vor und zwar für die dritte Klasse besondere Berücksichtigung der Psalmen und Propheten. Zur Erfüllung dieser Anforderungen glaube ich auf zwei Werke hinweisen zu dürfen, die in meinem Verlag erschienen sind:

Die messianische Weissagung in der Schule

Mit Benützung der Kautzsch'schen Textbibel.
Eine Handreichung für Religionslehrer.

Von

Richard Busch

Königl. Seminarlehrer in Augustenburg

8. M. 1.25. Geb. M. 1.75

Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen

Von

Dr. **Friedrich Köstlin**

Dritte, verbesserte Auflage

8. M. 1.80. Geb. M. 2.30

Beide aus der Feder wissenschaftlich gebildeter Fachleute stammend, haben eine durchaus günstige Aufnahme und Beurteilung erfahren (Kritiken untenstehend). Während das Werk von **Köstlin** „in **eingehender Weise Bibelkunde treibt**", „über **Abfassung und Sammlung der biblischen Bücher das Wichtigste**" giebt — die **Psalmen** sind (§§ 60. 67. 68. 69. 70. 76) **in sehr anziehender Weise behandelt** —, kam es **Busch** (cf. §§ 1—12. 14. 15. 18—23) darauf an, **aus den prophetischen Schriften die Stellen** besonders herauszuheben, aus denen die **Entwicklung der Heilsidee in der Zeit des Prophetismus** zum Verständnis zu bringen ist. Den Abschluß bildet — ganz wörtlich, wie die Bestimmungen erheischen — „im Anschluß an die behandelten Schriftstellen" bei **Busch „eine zusammenfassende Darstellung** (cf. §§ 13. 16. 24.) **der göttlichen Heilsökonomie im alten Bunde".** — Das Buch Hiob ist nach „Zweck und Gedankengang" von **Köstlin** (§ 61) zur Behandlung gebracht, die Spruchdichtung da eingegliedert, wohin sie nach Zeit ihrer Abfassung gehört (§§ 71—73).

Beide Werke berücksichtigen überall in taktvoller Weise **die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft** und dürften vor den allermeisten derartigen Büchern den Vorzug haben, daß sie dem der Ursprachen nicht mächtigen Lehrer **die eingehender behandelten Stellen in Uebersetzungen** (Kautzsch und Weizsäcker) bieten, die in der gesamten wissenschaftlichen Welt **als die besten bekannt und wohl geeignet sind, den Urtext nahezu zu ersetzen.**

Ueber **Busch, messian. Weissagung** schreibt **Prof. D. Kautzsch** (Halle): „Ich habe mich des Büchleins gefreut als eines neuen Beitrags zu dem jetzt vor allem nötigen Werk, die Propheten, das Herz der alttestamentlichen Offenbarung, in ihr Recht einzusetzen, und ich kann nur wünschen, daß es recht vielfältige Beachtung finde!" — **Prof. Voigt,** Prov.-Schulrat in Berlin, nennt es eine **„gründliche, anregende und durchaus zeitgemäße Arbeit".** — **Prof. D. Hering** (Halle) hat sich des Werkes „herzlich gefreut und es in **seiner Vorlesung über Katechetik seinen Zuhörern sofort warm empfohlen".** — „Die Schrift ist eine **bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete des Religionsunterrichts**" — schreibt der **„Theol. Litteratur-Bericht"** — „was er bringt, ist **selbständig durchgearbeitet** und wird **von idealer Auffassung der Aufgabe des Religionslehrers** allerwege getragen. Die Sichtung des Stoffes, die sehr besonnene, treffliche Würdigung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, die Einsicht in die Notwendigkeit einer historisch getreuen Uebersetzung der Bibel — sei aus der Fülle der Gesichtspunkte hervorgehoben" . . . . „Es sind **prächtige Ausführungen über den Schatz der messianischen Weissagungen".** — Die **„Schwäb. Chronik"** sagt: „Die mit **echt religiöser Wärme** geschriebene Schrift wird **jedem Religionslehrer erwünschte Dienste** leisten." — Das **„Schlesw.-Holstein. Kirchenblatt"** urteilt: „Es ist ein **unbestrittenes Verdienst** des Verfassers, an die Behandlung der Weissagung gemahnt und **den Lehrern den Weg gewiesen** zu haben, auf dem eine **fruchtbringende Behandlung ermöglicht** ist." — Die **„Pädagog. Blätter"** (Kehr) reden von der **„geistreichen Art, in der die anziehenden Proben abgefaßt"** sind.

Von den **Köstlin'schen Leitfäden** schreibt das **„Evangel. Gemeindeblatt":** „Ueber die Vorzüge des Buches ausführlich zu reden, ist nicht nötig. Es hat sich **bereits bewährt** (3. Auflage) und ist immer noch **der beste Leitfaden":** Die **„Litterarische Rundschau"** schreibt: „Die Kenntnis der elementaren biblischen Geschichte ist vorausgesetzt . . . Der **religiös-sittliche Gehalt** der alttestamentlichen Schriften **ist besonders herausgestellt.** Dieser kleine Köstlin verdiente an die Stelle des noch viel gebrauchten, aber veralteten **„heiligen Kurtz"** zu treten." Die **„Schwäb. Chronik"** urteilt: „Er verdient diesen Erfolg in hohem Maße durch seinen **reichen, gediegenen Inhalt,** der des Lesers Blick überall aufs Ganze und auf die Hauptsachen zu lenken weiß, ohne darum wichtige Einzelheiten zu übergehen."

Von der **„Deutschen Lehrerzeitung"** wird die Schrift als **„eine gediegene Handreichung"** für den Religionsunterricht bezeichnet. Der **„Anzeiger der neuesten pädag. Litteratur"** (Allgemeine deutsche Lehrerzeitung) schreibt: „Dieser in dritter Auflage erscheinende **wertvolle, wissenschaftlich gehaltene Leitfaden** ist gerade jetzt nicht nur für höhere, sondern **für alle Schulen** von Bedeutung." Für die **„Kirche"** sind Köstlins Leitfäden **„die besten Bücher für den biblischen Unterricht".** Selbst die **„Evang. Volksschule",** die einen ganz anderen Standpunkt vertritt, bekennt: „Trotzdem ist die Schrift beim Unterricht als Leitfaden **sehr zu empfehlen."** Sie vergleicht sie mit Holzweißigs Bibelkunde und anderen derartigen Werken und gesteht, daß Köstlin **„zweifellos höher steht."**

Ferner erschien in meinem Verlage:

Leitfaden zum Unterricht im Neuen Testament für höhere Schulen.

Von Dr. **Friedrich Köstlin.** Zweite, verbesserte Auflage. 8. M. 2.— Gebunden M. 2.50.

Das **„Evangel. Kirchenblatt für Württemberg"** schreibt: **„Zum Feinsten und Trefflichsten,** was in diesem Stück geschrieben worden ist, gehören die fortschreitenden Inhaltsangaben, vielmehr **Inhaltsentwickelungen und Zusammenfassungen der Briefe.** Es zählt dies zum Schwersten und ist die Probe eines **Leitfadens. Wir kennen auch keinen von den Dutzenden,** der dies so vorzüglich nach scharfen, klar hervortretenden Gesichtspunkten darböte." Es rühmt ferner **„die Gediegenheit und Fülle der Durchführung** und empfiehlt ihn besonders auch den „Volksschullehrern."

Die Sortimentsbuchhandlungen stehen mit broschierten Ansichts-Exemplaren gern zu Diensten.

Tübingen und Leipzig, 31. Dezember 1901. **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage: Prospekt „Das Freie Wort" von dem Neuen Frankfurter Verlag in Frankfurt a. M.